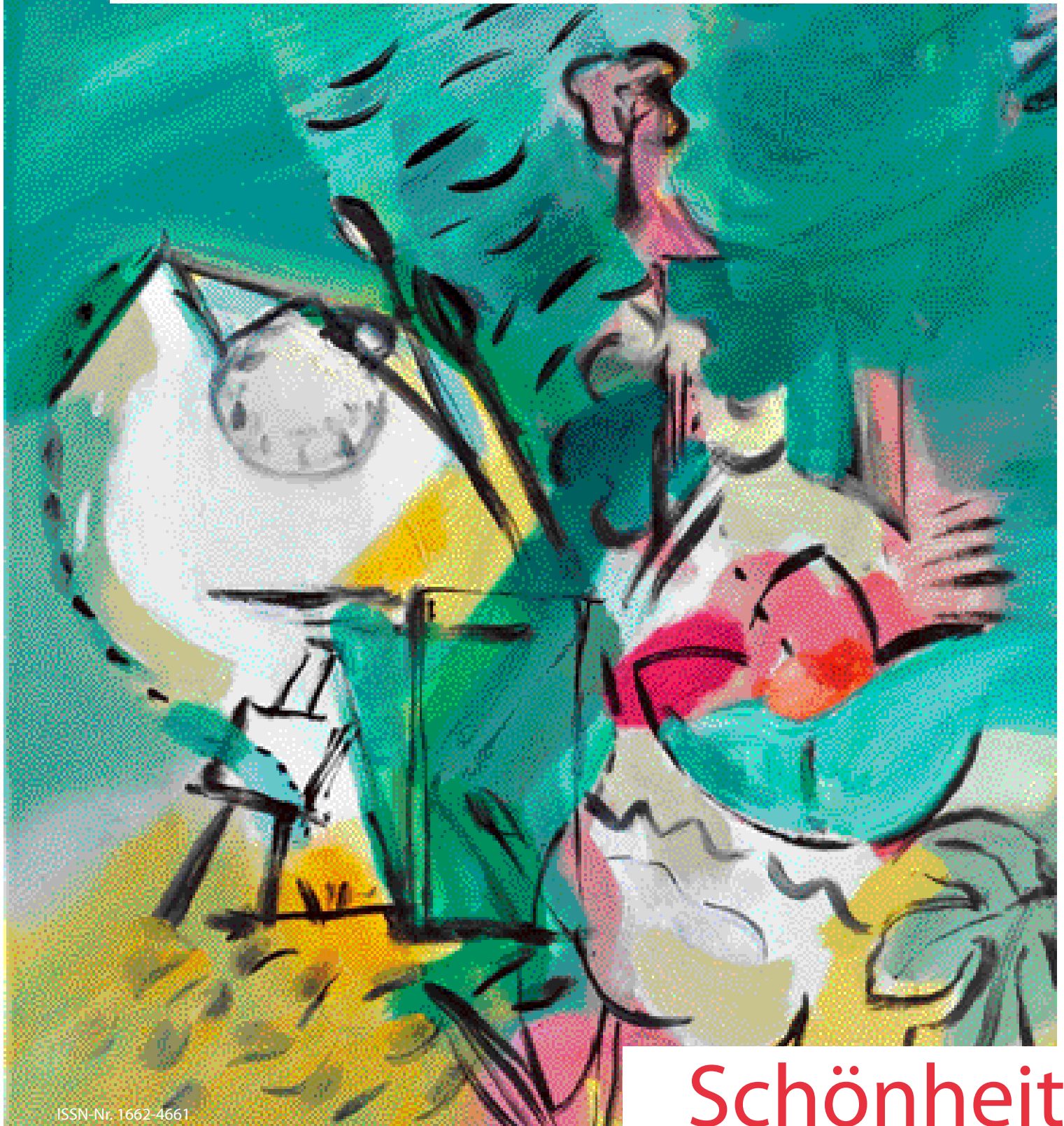


Januar 2011 #01

Magazin **INSIST**

INTEGRIERT DENKEN – GANZHEITLICH GLAUBEN – WERTEORIENTIERT HANDELN



ISSN-Nr. 1662-4661

Schönheit

Literatur

Tolstoi: «Es gibt kein Leben ohne Gott.»

Religionen

Kirche im Konkurs

Psychologie

Zwischen Schönheitskult und Grössenwahn

Samstag, 5. Februar 2011, 9:30 bis 16:00 Uhr | Zeltweg 18, Zürich

Was prägt uns?

Unterschiedliche Weltanschauungen aus christlicher Perspektive

Jeder Mensch hat eine Weltanschauung, die bewusst oder unbewusst alles Denken und Handeln prägt. Anhand von Inputs und Workshops wird unser Blick für Weltanschauungen geschärft. Gleichzeitig bekommen wir Impulse, die zeigen, wie wir als Christen die biblisch-christliche Weltanschauung im Alltag praktisch leben und unseren Glauben wirkungsvoll bezeugen können.

KOSTEN: Fr. 20.- für Nicht-verdienende/Studenten; Fr. 50.- für Verdienende (inkl. Sandwich-Buffet)

ANMELDUNG
www.vbg.ch/weltanschauung
 oder Tel. 044 262 02 47

Die Tagung wird organisiert von den Vereinigten Bibelgruppen VBG mit dem Institut INSIST



«Konflikte sind Vorboten notwendiger Veränderungen»
 R. Welter-Enderlin

Ausbildung
 Fortbildung
 Beratung

ComPax

Institut für Konflikttransformation Bienenberg

- › Konfliktfester werden
- › Heilsam wirken
- › Gottes Geist Raum geben

Bienenberg
 CH-4410 Liestal
www.compax.org



wir übersetzen Hoffnung




Zentrum Artos
 Interlaken

www.artos.ch
 vch Hotels

Der Imhof-Shop
 Tintenpatronen und Toner
 zu Tiefstpreisen und
 Top-Qualität und
 weitere Angebote
www.imhofshop.ch

Schönheit – mehr als Geschmackssache!

Ganz ehrlich – der Vorschlag, «Schönheit» zum Thema eines Magazins INSIST zu machen, stammt nicht von mir. Schönheit ist weder ein grosses theologisches Thema noch gesellschaftspolitisch oder diakonisch herausfordernd. Und es gibt eigentlich keinen aktuellen Aufhänger für das Thema. «Schönheit» ist zeitlos und damit journalistisch uninteressant. Dennoch hat sich das sechsköpfige Redaktionsteam, in dem die vier Frauen eine Mehrheit bilden, entschlossen, das Thema zu wagen.

Kunst ist immer wieder in Gefahr, dem Götzendienst der herrschenden Zeit und ihrer Herrscher zu huldigen.



In der Folge habe ich mit dem Germanisten, Theologen und Kulturexperten Beat Rink ein Interview geführt. Das Gespräch hat mir eine echte Horizontenerweiterung gebracht. Mir wurde bewusster, dass «Schönheit» in der Form von Architektur, darstellender Kunst und Musik überraschend viel mit christlichem Glauben und Gottesdienst zu tun hat.

Besonders spannend finde ich die These von Beat Rink: Schönheit ist nicht in erster Linie Geschmackssache, sondern eine Frage der Beziehung. Die gute Schöpfung ist vom Schöpfer für den Menschen gemacht worden, und sie ist Ausdruck seiner Liebe zum Menschen. Schönheit ist damit mehr als nur ein ästhetischer Ein-

druck, mehr als schön gestaltete Landschaften, Menschen und Tiere. Schönheit ist von Gott gewollt, und sie verdient unser Lob und unsere Begeisterung.

Schönheit liegt im Wesen Gottes. Die Schöpfung ist im Ursprung gut und damit auch schön. Aber der Fall des Menschen hat die gesamte Schöpfung und damit auch ihre Schönheit in Mitleidenschaft gezogen. Viele Kunstschaaffende fühlen sich davon betroffen und herausgefordert. Dies erklärt auch die Beobachtung, dass die Christenheit und ihre Theologen immer wieder in einer Spannung mit darstellenden Künstlern standen. Das ist verständlich, denn Kunstschaaffende sind immer wieder in Gefahr, der herrschenden Zeit und ihren Herrschern zu huldigen. Etliche versuchen daher, sich von gesellschaftlichen Normen zu distanzieren und nehmen dabei in Kauf, anrühlich oder gar blasphemisch zu wirken.

Dabei entsteht leicht ein Konflikt mit der Kirche, welche die Kunst in den Dienst der Verkündigung nehmen möchte.

Fritz Imhof
Co-Redaktionsleiter Magazin INSIST

Mitten im Leben! Theologie für Quereinsteiger Master im Fernstudium



Herzlichen Dank,
dass Sie mit
ihrem Inserat
und ihrem
Abonnement
das Magazin
INSIST im
Jahr 2010
unterstützt
haben.

Wir freuen uns,
wenn Sie uns
auch im
Jahr 2011
die Treue halten.

Alles Gute und
Gottes Segen

Redaktion und Verlag
Magazin INSIST



CVJM Zentrum Hasliberg

Der schönste Arbeitsplatz der Welt!

Wir suchen auf 1. April 2011 eine begeisterungsfähige und zukunftsorientierte Persönlichkeit als

Zentrumsleiter / Zentrumsleiterin

oder nach Profil auch in einer Co-Leitung mit dem heutigen Leiter des Technischen Dienstes. Eine flexible Aufteilung der verschiedenen Tätigkeitsgebiete z. B. auch mit einem Leiter-Ehepaar ist ebenfalls möglich.

Das CVJM Zentrum Hasliberg ist ein christliches Ferien- und Kurszentrum. Es beherbergt 80% Gruppen- und 20% Individualgäste. Vom umgebauten Alpstal bis zum Gästehaus bietet es verschiedenste Komfortstufen. Es gehört zur weltweiten CVJM/F Bewegung. www.cvjm-zentrum.ch

Ihre Aufgaben sind die Leitung des Betriebs mit ca. 16 Mitarbeitenden. Die Verantwortungsbereiche werden innerhalb der (Co-) Leitung nach Leitungsmodellen der Fähigkeiten entsprechend aufgeteilt (Haus, Küche, Service, Rezeption, Gäste, Personal, Marketing, Administration, Technischer Dienst, Finanzen und Programmangebote).

Wir erwarten Führungserfahrung im Gastgewerbe oder ähnlichen kundenorientierten Dienstleistungsbereich sowie vertiefte Kenntnisse in Marketing und Betriebswirtschaft. Sie sind 30 bis 50-jährig, flexibel und entscheidungsfreudig und leben in einer einladenden und offenen christlichen Glaubens- und Nachfolgeleser.

Wir bieten zeitgemässe Anstellungsbedingungen, viel Freiheit in der Gestaltung der Aufgaben und eine schöne Wohnung, die auch für eine Familie genutzt Platz bietet.

Auskunft und Bewerbungen: Co-Präsidenten-Trägerverein, Georg Habegger, Hübelstrasse 38, 8633 Wolfhausen, Tel. 0552 431 790, georg.habegger@bluewin.ch
Jetzige Stelleninhaber: Monika Heitz und Eliane Eberhard, CVJM Zentrum Hasliberg, 6083 Hasliberg-Hohfluh, Tel. 03397 21050, leitung@cvjm-zentrum.ch



Gebäude jetzt sanieren und gewinnen!

- mehr Behaglichkeit
- Mehrwert schaffen
- lokale Wirtschaft stärken
- minimale Heizkosten
- staatliche Fördergelder
- Klimaschutz

ein saniertes Haus = Lebensfreude auch für Ihre Erben!

Energie-Beratung/Planung: 044 940 74 15
Arbeit gesucht? Mehr unter: www.sustech.ch





Trends

Pädagogik
«Haben wir eine entlastende Gegenkultur des Scheiterns?»
Andreas Schmid
auf Seite 9

Thema

«Im Tiefsten geht es darum, dass in einem Menschen Gottes Ebenbild wieder aufzuleuchten beginnt.»
Hans-Rudolf Bachmann
auf Seite 19



Impulse

Bibel
«Jesus sagt: «Fangt doch einfach von vorne an.»»
Felix Ruther
auf Seite 33

Vorschau: 2/11
Thema: Hoffnung

06 Meinungen

06 Forum
39 Blog: Atheisten fordern die Christen heraus
40 Rezensionen

07 Trends

07 Politik: Die unheiligen «Drei Säulen» / Selbstverschuldete Hindernisse
08 Film: Der Stoff, aus dem die Träume sind
09 Pädagogik: «Scheitern dürfen» hält uns gesund
10 Psychologie: Grössenwahn und Schönheitskult
11 Musik: Ist da jemand, der mein Herz hört?
12 Religionen: Kirche im Konkurs
13 Gesellschaft: Kommt die postsäkulare Gesellschaft?
35 Theater: «Haus des Friedens»
36 Literatur: «Ich lebe, wenn ich Gott suche und fühle»

15 Thema: Schönheit

15 Interview mit Beat Rink
Schönheit ist Beziehung
19 Hans-Rudolf Bachmann
Die Schönheit kommt auf Nebenpfaden
23 Sara Stöcklin
Kunst und Kirche – Geschichte eines Streites
26 Interview mit Anita Sieber Hagenbach
Dem Noch-nie-Gedachten eine Gestalt geben
29 Hanspeter Schmutz
Der Kampf ums Ansehen
31 Dorothea Gebauer
Kitsch, Plunder, Kleingeisterei

33 Impulse

33 Bibel: Viel aus wenig
34 Transformation: Von Buttergipfeln und wohlfeilen Weinen
42 Intern: Iona / Politseminar

37 Menschen

37 16 Fragen an Paul Kleiner
38 Trendsetter

Zum Titelbild:

Die Staffelei. Durch eine Tür – nur angedeutet – beschreiten wir einen offenen Raum, der uns zu einer Staffelei (links) führt. Dann kommt der Betrachter einer gestrichelten Linie entlang zu einem Haus, dem «Haus der Begegnung». Rechts unten entfalten sich Blumen, ein Feigenblatt. Ein Bild für das glückliche und empfängliche Herz. (François Bosshard)

Impressum

Verlag: INSIST GmbH, Dr. phil. Felix Ruther, Hotzstrasse 56, 8006 Zürich, Tel. 044 563 75 33; felixruther@bluewin.ch. Redaktionsleitung: Hanspeter Schmutz, SLA phil I, Schöneggweg 1, 3672 Oberdiessbach, Tel. 031 771 28 79; redaktion@insist.ch. / Fritz Imhof, lic. theol., Dachsweg 12, 4313 Möhlin, Tel. 061 851 51 96; fritz.imhof@insist.ch. Redaktionsschluss: Nr. 2/11: 15.2.2011. Redaktionskommission: Dorothea Gebauer, Fritz Imhof, Ruth Maria Michel, Hanspeter Schmutz, Sara Stöcklin, Bettina Troxler. Layout: Ruth Imhof-Moser. Druck/Versand: Jakob AG, Grosshöchstetten. Abonnemente: Ruth Imhof-Moser, Dachsweg 12, 4313 Möhlin, Tel. 061 851 51 81, Fax 061 851 51 97; magazin@insist.ch. Jahresabonnement: Fr. 44.– plus Versandkosten (4 Ausgaben). Sponsorenabonnement: Fr. 100.–. Kündigung: 3 Monate im Voraus auf Ende Jahr. Inserate: Ruth Imhof-Moser, Dachsweg 12, 4313 Möhlin, Tel. 061 851 51 81, Fax 061 851 51 97; inserate@insist.ch. Insertionsschluss: Nr. 2/11: 9.3.2011. Mediaunterlage: www.insist.ch. Bilder: istockphoto: S. 5, 9, 10, 12, 13, 33, 36. Titelbild: François Bosshard

Magazin **INSIST**

schongut schönheit

schon gut
 der schönheit
 bewusst
 sein
 haben
 schön und gut
 einfach
 göttlich schön
 eben schon
 bild schön
 durch Gnade
 allein
 bereits fein
 gestaltetes
 schongut

Ursula Schweizer

Kultur und Intelligenz

Thema «Gesundheit» und Kolumne
 Gesellschaft (Magazin 3/10)

Das letzte Magazin INSIST ist einfach wieder toll! Was ich da über Heilung und Gesundheit lese, ist mir sehr hilfreich und ermutigend. Auch dem Beitrag von Felix Ruther über uns überforderte Staatsbürger kann ich nur zustimmen. Urteilsverweigerung – das ist es!

Die Beiträge setzen etwas Kultur und Intelligenz voraus, sind andererseits nicht so hochgestochen, dass man sich dauernd fragen muss, was eigentlich gemeint sei. Bitte machen Sie alle einfach weiter so.

Ich werde um weitere Probenummern bitten und damit in meiner Familie und bei Freunden Werbung machen.

Verena Bertschi

Christliche Werte leben

Thema «Weltanschauungen»
 (Magazin 4/10)

Ich wollte mich bedanken für die wirklich guten Artikel über das Thema Weltanschauungen. Es hat mir so aus dem Herzen gesprochen, dass ich gerade 15 Stück nachbestellt habe und sie unter meinen Mitarbeitern verteilen werde. Es ist mir im Geschäft ein Herzensanliegen, die christlichen Werte zu leben und in die Gesellschaft zu transportieren. Ich schätze eure Arbeit, weiter so.

Daniel Bachmann, Geschäftsführer

«internezzo ag»

Wir stellen vor



François Bosshard, 60, verheiratet mit Verena Bachmann, ist seit 1981 freischaffender Kunstmaler und Illustrator. In einer Musiker- und Malerfamilie aufgewachsen, liess er sich 1971 zum Hochbauzeichner ausbilden und schloss 1978 als Werklehrer an der Schule für Gestaltung in Zürich ab. Seit 1995 leitet er ein Planungs- und Bauleitungsbüro in Utzigen, wo er mit seiner Familie

auch wohnt. Bosshard ist Illustrator von «Ds Nöie Teschtamänt, Ds Alte Teschtament, D'Psalmie bärdütsch» (Berchtold Haller Verlag, Bern). Er führt auch grafische Aufträge für Firmen und Kirchen aus. (Flm)

François Bosshard hat die thematischen Beiträge dieser Nummer mit eigenen Werken illustriert, ausgenommen das Interview mit Anita Sieber, die zu diesem Beitrag eigene Werke zur Verfügung stellte.

Humor

(KMe) Der Pfarrer begrüsst die Gemeinde zum Gottesdienst mit den Worten: «Unser Organist kann heute leider nicht spielen, wir müssen ohne Orgel auskommen. Ich stimme deshalb jetzt das Lied an, und danach fällt die ganze Kirche ein.»

Einen weltweiten, wenn auch ungewollten Lacherfolg dürfte ein 55-jähriger Mann aus Heilbronn erzielt haben. Er hatte sieben Jahre lang die Anti-Baby-Pille seiner Frau geschluckt und sich gewundert, dass er in diesem Zeitraum sechsfacher Vater geworden war. Der Fall kam in einer Klinik ans Tageslicht, wo er sich wegen einer Entzündung am Bein behandeln liess. Einem Chirurgen gegenüber wettete der kinderreiche Vater über die so unzuverlässigen Medikamente. Er schluckte schon sieben Jahre lang Anti-Baby-Pillen. Die Pillen habe er geschluckt, weil er seiner Frau nicht so recht getraut habe. «Ich dachte, sicher ist sicher.» Der Arzt musste den verärgerten Mann erst behutsam aufklären, dass die Anti-Baby-Pille natürlich nur wirken könne, wenn sie von der Frau eingenommen werde. «Mein Gott, davon war auf der Gebrauchsanweisung nichts zu entdecken.» Ansonsten habe er sich immer strikt daran gehalten und die erste Pille immer am fünften Tag der Menstruation seiner Frau eingenommen. Seine Frau, die Kinder über alles liebt, hatte ihren Schatz ruhig gewähren lassen ...

Rolf Klein: «Vogelfutter für die Braut. Heiteres und Kurioses aus der Weltpresse», Herder Verlag, 1980.



Die unheiligen «Drei Säulen»

Markus Meury

Unser Rentensystem will auch den ärmsten Bevölkerungsschichten einen würdigen Lebensabend erlauben. Das heutige System, von Partikularinteressen entstellt, erfüllt aber den Solidaritätszweck nur ungenügend und verursacht erst noch wirtschaftlichen Schaden.

Die AHV wurde nach langen Kämpfen 1948 eingeführt. Laut der Verfassung sollte sie existenzsichernd sein. Sie ist es aber nicht, denn die Renten reichen bei vielen Rentnern, vor allem in den Städten, nicht zum Leben.

Die «Zweite Säule», die Pensionskassen, waren vorerst von fürsorglichen Arbeitgebern für ihre Angestellten eingerichtet worden. Per Gesetz wurden schliesslich alle Arbeitgeber dazu verpflichtet. Heute sind sie mit 400 Milliarden Franken Einlagen ein riesiges Geschäft für die Versicherungen.

Das private Sparen fürs Alter ist als «Dritte Säule» institutionalisiert worden: Wer sich leisten kann zu sparen, kann dies seit den achtziger Jahren sogar steuerbefreit tun. Die Banken freuts, denn dieser Zweig ist auch für sie eine Goldgrube.

Eigentlich ist die AHV die sinnvollste Einrichtung: Sie ist am effizientesten, da sie (als staatliche Institution!) weit aus die tiefsten Verwaltungskosten verursacht. Das Ansparsystem der Pensionskassen und der dritten Säule führt dagegen zu einer volkswirtschaftlich schädlichen Überhöhung der Sparquote. Und es macht uns abhängig vom Finanzmarkt: Denn nur mit der permanenten Steigerung der Aktienkurse und der Immobilienpreise sind die Geldvermehrungsversprechen fürs Alter einzuhalten. Ein gefährliches Spiel! Wir zahlen dafür schon vor der Pensionierung mit höheren Mieten...

Die Vernunft würde nahe legen, die AHV zur Hauptsäule auszubauen. Doch die Parlamentsmehrheit zieht in die andere Richtung. Erstens ist die Lobby der Banken und Versicherungen im Parlament mächtig: Im Ständerat haben fast 30% der «Volksvertreter» Bindungen zu Banken und/oder Versicherungen. Zweitens verleitet uns unser Besitzdenken dazu, lieber unser Geld für uns selber zu sparen, als es mit den Alten zu teilen. Gleichzeitig trauen wir den Jungen nicht zu, dass sie dereinst ihr Einkommen mit uns teilen werden. Die Angst spielt uns hier einen bösen Streich...



Markus Meury ist Soziologe und Mitglied des Leitungsausschusses von «ChristNet». markusmeury@gmx.ch

Selbstverschuldete Hindernisse

Daniel Suter

Die Konferenz bibeltreuer theologischer Ausbildungsstätten (KBA) diskutierte im letzten November in Beatenberg die Frage, warum sich «Evangelikale» mit dem gesellschaftlichen und politischen Engagement schwer tun. Selbstverschuldete Hindernisse seien theologische Konzepte wie die «Absonderung von der Welt», «die Stillen im Lande» oder dispensationalistische Endzeittheorien. Schmerzlich wurde festgestellt, die Aufgeregtheit der 1980er Jahre über die baldige Entrückung sei fehl am Platz gewesen, und eine ganze Generation von Christen habe sich der tätigen Weltverantwortung entfremdet.

Diese Fehlentwicklung muss jetzt korrigiert werden. Die theologischen Ausbildungsstätten sind bereit, ihren Teil der Verantwortung zu übernehmen. Waren es einst nicht engagierte Christen, die mit biblischen Werten die Grundlagen für die Menschenrechte, Volksbildung, den Rechtsstaat und die Demokratie legten? Sollen diese Errungenschaften nicht verlottern, ist es an uns, «die Grundmauern vergangener Generationen aufzurichten» (Jes 58,12). Allerdings war auf der KBA-Tagung keine grosse Dringlichkeit für diese Aufgabe spürbar.

Die Herausforderung bleibt, dass Christen nicht nur individuell Einfluss ausüben, sondern die christlichen Wertvorstellungen gesellschaftlich und strukturell entfalten. Wichtig ist eine durch christliches Gedankengut untermauerte Ethik in Wirtschaft, Politik und Medizin. Eine von christlichen Beiträgen geprägte Gesellschaft tut allen gut. Die christliche Stimme in den sozialen Debatten ist unverzichtbar. Auch Kunst und Literatur brauchen diesen Einfluss. Es gehört zum Urauftrag und Schöpfungszweck des Menschen, die Erde bewohnbar zu machen durch Recht, Güte und den Bezug zum persönlichen Gott in allen Dingen.



Daniel Suter, Theologe MTh, ist Geschäftsführer der Eidgenössisch-Demokratischen Union EDU Kanton Zürich. Daniel.Suter@edu-zh.ch

Unsere Kolumnisten schreiben aus unterschiedlicher politischer Perspektive und regen damit zur persönlichen Meinungsbildung an.



«Die Säulen der Erde» weckt die Sehnsucht nach früheren Zeiten und Abenteuern.

Der Stoff, aus dem die Träume sind

Andy Schindler-Walch «Die Säulen der Erde», «Das Parfum» oder «Die Budenbrooks»: Buchverfilmungen im Fernsehen und Kino sind wieder hoch im Kurs. Sie lassen die Menschen in vergangene Zeiten entfliehen, wo sie Grossartiges erleben können.

Mit einer Länge von über sechseinhalb Stunden wurde in diesem Herbst eine vierteilige Verfilmung des literarischen Bestsellers «Die Säulen der Erde» von Ken Follett im Fernsehen gezeigt. Schon bei der Ausstrahlung des ersten Teils sassen mehr als acht Millionen Menschen vor dem Bildschirm, um dieses mittelalterliche Spektakel um den Bau einer Kathedrale zu verfolgen. Dies ist nur eine von vielen Buchverfilmungen der letzten Zeit.

Faszination Buchverfilmung

Was macht die Faszination von Buchverfilmungen aus? Sergio Mimica-Gezzan, Regisseur von «Die Säulen der Erde», sagte im November in einem Interview mit «Spiegel Online»: «Unser Leben ist heute sehr stressig, immer mehr Informationen prasseln auf uns ein. Es fehlt uns die Zeit, grosse tolle Erfahrungen zu machen, die ausserhalb des normalen Alltags stattfinden. Der Erfolg von ‚Die Säulen der Erde‘ zeigt, dass die Menschen das Bedürfnis haben, Grossartiges zu erleben. Natürlich ersetzt ein Roman nicht solche Erfahrungen,

aber er versetzt uns in eine andere Zeit.» Mimica-Gezzan bringt es auf den Punkt: Was wir selber in der Realität an Grossartigem nicht erleben können, verschafft uns das Lesen von Büchern: hier können wir in Abenteuer aus vergangenen Zeiten eintauchen. Diese Erfahrung wird mit den Filmen und ihrer Bildsprache fortgesetzt – oder sogar ersetzt. Wohl die wenigsten Zuschauer haben das Buch «Die Säulen der Erde» mit einer Länge von 1165 Seiten tatsächlich gelesen.

Die Sehnsucht nach vergangenen Zeiten und Abenteuern gibt es auch unter Christen. Zumindest in den Fernseh-Redaktionen scheint man daran zu glauben. So wurde in den Vereinigten Staaten eine Romanreihe der christlichen Bestsellerautorin Jeannette Oke verfilmt, und zwar von Michael Landon jr., dem Sohn des verstorbenen Schauspielers und Produzenten Michael Landon. Im April ist mit «Liebe wird wachsen» der erste Teil des Romans in deutscher Sprache bei uns auf DVD erschienen. Erzählt wird in dieser Reihe aus dem Leben einiger Menschen während der Zeit des Wilden Westens. Landon verfilmt zur Zeit einen Roman der christlichen Autorin Beverly Lewis über das Leben bei den Amischen, die mit ihrer Lebensart aus einer vergangenen Zeit viele Menschen faszinieren.

Sehnsucht nach der Vergangenheit

Wie sich solche Sehnsüchte filmisch umsetzen lassen, hat auch die englische BBC im Jahr 2008 mit ihrer vierteiligen Fernsehproduktion «Lost in

Austen» gezeigt, die auch vom Schweizer Fernsehen ausgestrahlt worden ist und jetzt als DVD vorliegt.

Die junge Amanda Price, gespielt von Jemima Rooper, hat in der heutigen Zeit kein Glück: Sie muss sich mit nervigen Kunden herumschlagen, wird angerempelt und mit der Liebe klappt es auch nicht. Höflichkeit und Ritterlichkeit scheinen heutzutage keine Rolle mehr zu spielen. Um diesem täglichen Frust zu entkommen, liest Amanda immer wieder «Stolz und Vorurteil» von Jane Austen. Sie sehnt sich danach, in diese vergangene Welt einzutauchen. Tatsächlich landet sie eines Tages durch eine geheime Tür in ihrem Badezimmer in der Welt ihres Lieblingsbuches, erlebt Abenteuer und findet im berühmten Romanhelden Mr. Darcy die Liebe ihres Lebens, während Elizabeth Bennet, die Heldin des Buches, sich dafür in der heutigen Welt zurechtfinden muss.

Fazit: In einer Welt, die sich laufend verändert, ist die Sehnsucht vieler Menschen nach einem überschaubaren Ort sehr gross. Ein Ort, wo man zuhause ist, Abenteuer erlebt und wo gut und böse klar definiert sind. Von vielen wird die Vergangenheit als Ort dieser Sehnsucht angesehen und glorifiziert, so auch von vielen Christen. Dass die Vergangenheit genauso viele Probleme hatte, einfach andere als heute, wird dabei ausgeblendet. Denn mal ehrlich: Wer möchte heute wirklich noch im Mittelalter leben, wo die durchschnittliche Lebenserwartung bei etwa 35 Jahren lag?



Andy Schindler-Walch ist Filmspezialist und bespricht Filme in Zeitschriften und für Radio Life Channel.
andy.schindler@bluewin.ch

«Scheitern dürfen» hält uns gesund

Andreas Schmid Viele pädagogisch Tätige stehen unter dem Druck, nicht scheitern zu dürfen. Zu Unrecht. Allein schon die Einsicht, dass Scheitern unvermeidlich ist, kann viel von diesem Druck wegnehmen.

Wir alle scheitern – an uns, an der Sache, an anderen Menschen, immer wieder, trotz bester Absicht. Doch fällt es insbesondere Menschen in erzieherischen und sozialen Berufen schwer, dazu zu stehen oder darüber zu reden. Das hat Gründe.

Belastungsstudien von Lehrpersonen machen deutlich, dass verschiedenste Faktoren eine Rolle spielen. «Gesund und wirksam im Lehrberuf» heisst deshalb eine Ringvorlesung, die im Rahmen der Berufsbildung im letzten Studienjahr an der Pädagogischen Hochschule Luzern stattfindet. Sie spricht das Spannungsfeld mit seinen vielgestaltigen Anforderungen an, mit dem die zukünftigen Berufsleute klarkommen müssen – und wie sie dabei mit ihren begrenzten Ressourcen umgehen können. «Persönliche Fehlerkultur» lautet das Thema einer der Vorlesungen. Sie handelt vom Umgang mit Fehlern: den eigenen und denjenigen der Schülerinnen und Schüler. Das Ziel lautet: Weg von der «Fehlervermeidungs-Didaktik» hin zu einer «Fehlerrückmeldung-Didaktik». Also: Fehler dürfen sein, sie haben ein Lernpotenzial, sofern man sie auf eine konstruktive Art verwertet.

Zwischen Ideal und Realität

So weit, so richtig und wichtig, denn: Qualitätsmanagement, das vorgegebenen Standards unterliegt, und Kompetenzen-Kataloge, die den «schulischen Output» erfassen sollen, verleiten im heutigen Schulumfeld leicht dazu, von einem maximal möglichen Endzustand her ein undifferenziertes Ideal aufzubauen, dem (angehende) Lehrkräfte nicht genügen können.

Der neue Ansatz ist daher hilfreich, weil Fehler gemacht werden dürfen, aus denen man lernen kann. Doch wie gehen wir mit dem Ende der Skala um: dem Nicht-Gelingen, dem definitiven Auflaufen an Grenzen? Gerade die pädagogischen Berufe stehen letztlich unverfügbaren Prozessen gegenüber. In unserer Gesellschaft wird eine Kultur des Gelingens gepflegt, wir verfolgen die Ziele in und ausserhalb der Schule mit grossem Aufwand – im schlimmsten Fall bis zum Burnout. Aber haben wir auch eine entlastende Gegenkultur des Scheiterns, wenn wir trotz aller Bemühungen nicht weiterkommen?

Wer mit dieser Frage über das akzeptierte Thema «Fehlerkultur» hinaus gehen will, stösst schnell auf Widerstand. «Scheitern» provoziert zu sehr, denn der Begriff scheint etwas Absolutes, Definitives und Ungewolltes zu meinen. Die meisten sind bereit, allenfalls in ihrem Privatleben ein «Scheitern» zu akzeptieren – nicht aber im planmässig Erfolg anstrebenden Schulumfeld. Wo das Kon-

zept aber kein «Scheitern» kennt, bleiben viele allein mit einer Realität, die zum persönlichen und beruflichen Selbstverständnis dazugehören müsste wie der Erfolg.

Der Mensch ist einerseits «sehr gut» geschaffen, aber in seinem Autonomiebestreben fehlbar und damit immer wieder scheiternd: die Schöpfungsgeschichte, das biblische Menschenbild weiss um beide Pole des Lebensvollzugs. Damit setzt es die Massstäbe anders. Es schätzt die menschlichen (Un-)Möglichkeiten richtig ein und spricht dem Handelnden bedingungslose Liebe und Annahme zu. Und es bietet ihm Gnade an – als Kern der christlichen Botschaft. Das schafft die Basis für verantwortliches Handeln im vollen Bewusstsein möglichen Scheiterns. Das fordert heraus und entlastet zugleich.

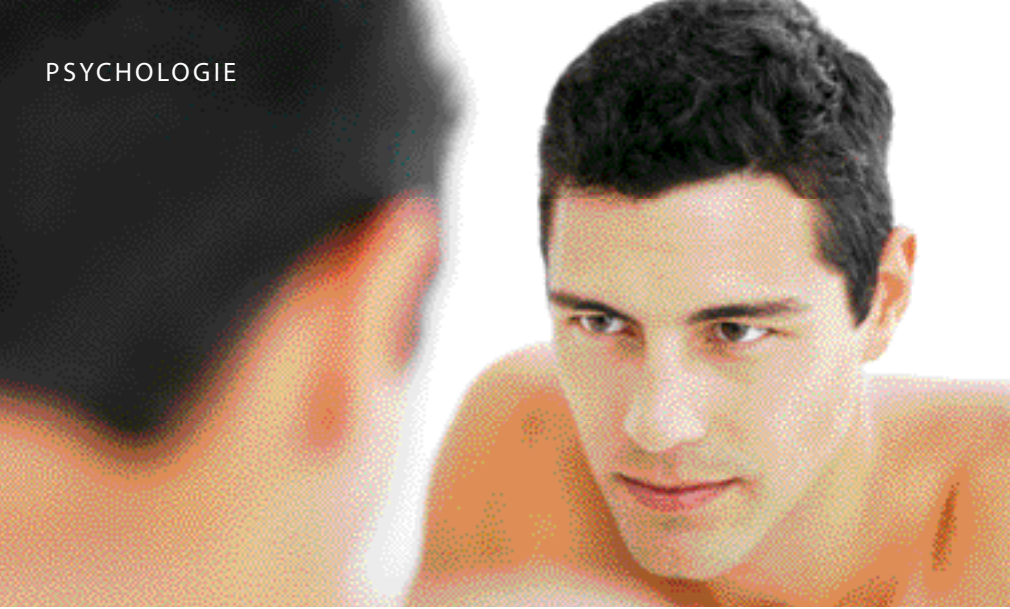
Eine Kompetenz des Scheiterns entwickeln

Wie sieht es mit unserer eigenen Kompetenz zum Scheitern aus, und woher nährt sich diese? Wo Scheitern nicht sein darf, entsteht falsch idealisierender Druck. Wer hingegen ohne Täuschung und Selbsttäuschung dazu stehen kann, dass eine Lektion, ein Projekt, eine Beziehung oder ein Gespräch gescheitert ist, kann diese Erfahrung für sich selbst wie auch für die beteiligten Menschen nutzbar machen. Oder er kann sie zumindest so verarbeiten, dass sie nicht zu Vermeidungsverhalten oder Resignation führt.

Wir können auf dieser Grundlage eine offene Kommunikationskultur und tragende Gemeinschaften mitprägen, in denen das Scheitern nicht als lähmend oder absolut wahrgenommen, sondern mit offenen Augen und offenem Geist akzeptiert wird.



Andreas Schmid ist Erziehungswissenschaftler und Dozent im Sek I-Studiengang an der PHZ Luzern. Er leitete zehn Jahre den Bildungs- und Ferienort Campo Rasa. aj.schmid@bluewin.ch



Grössenwahn und Schönheitskult

Beat Stübi Der mediale Boom von Castingshows wie «Musicstar» ist ungebrochen. Seit Anfang 2011 sucht das Schweizer Fernsehen nun «die grössten Schweizer Talente». Die Psychologie bezeichnet den neuen Drang zur Selbstdarstellung im Fernsehen mit einem alten Begriff aus der Mythologie: Narzissmus.

Narzissmus lässt sich mit «Selbstverliebtheit» übersetzen. Die narzisstische Person findet sich grossartig, empfindet einen Hunger nach Bewunderung und zeigt gleichzeitig wenig Einfühlungsvermögen in die Gefühle anderer Menschen. Um eigene Ziele zu erreichen, ignorieren Narzissten die Bedürfnisse Anderer oder beuten sie im Extremfall aus.

Der Narzissmus war noch nie so verbreitet wie heute. In aktuellen Untersuchungen zeigt jeder vierte Studierende erhöhte Narzissmuswerte. Welches sind die Ursachen für diese gesellschaftliche Entwicklung?

Ältere Erklärungsmodelle sehen den Ursprung einer narzisstischen Entwicklung in einem Mangel an Aufmerksamkeit und Zuneigung in der Kindheit. Dieser Mangel führt zu einem Minderwertigkeitskomplex. Der narzisstische Mensch kompensiert seinen tiefen Selbstwert durch übersteigerte Selbstbilder.



Beat Stübi ist Psychologe FSP und CEO der «Stiftung sbx» für berufliche und soziale Eingliederung. beat.stuebi@gmx.ch

ICH-Inflation

In neuerer Zeit hat sich aber gezeigt, dass auch das Gegenteil von mangelnder Aufmerksamkeit zu Narzissmus führen kann: Verwöhnung. Welche Eltern aus der Mittelschicht halten ihr Kind heute für nur «durchschnittlich»? Viele heutige Kinder lernen, dass sie etwas Besonderes sind und sich alles um sie dreht. Wenn sich das überdurchschnittliche «Talent» dann im Laufe des Lebens nicht bewahrheitet, bleibt nur die Flucht in die «Illusion», um den Selbstwert nicht zu gefährden.

Der deutsche Sozialpsychologe Hans-Werner Bierhoff spricht von einer «ICH-Inflation». Sie habe sich so stark entwickelt, weil die sozialen Normen in den letzten 50 Jahren in den westlichen Kulturen stark abgenommen hätten. In diesem Vakuum konnte sich ein «offensiver» Narzissmus ideal verbreiten.

Täuschende Vorbilder

Als Orientierung dienen den Jugendlichen Vorbilder im Showbusiness – sie werden in eine narzisstische Gesellschaft hinein sozialisiert. Auf «Pro7» wird bereits in der sechsten Staffel «Germany's next Topmodel» gesucht. Bisher haben sich 13'374

junge Frauen in 21 deutschen Städten persönlich beworben. Der weiblichen Schönheit wurde immer schon gehuldigt – aber der Schönheitskult war wahrscheinlich noch nie so stark wie heute. In Untersuchungen zeigt sich immer wieder dasselbe Resultat: Wer als «schön» bewertet wird, gilt gleichzeitig auch als «intelligent», «sympathisch» und «erfolgreich» – dies nur aufgrund des äusseren Eindruckes auf einer Foto. Die Realität für die oben genannten jungen Frauen ist hart: Tatsache ist, dass die Mehrheit der Menschen nur durchschnittlich «schön», «intelligent» und «talentiert» ist.

Gemässiger Narzissmus

Die Vermutung liegt nahe, dass sich der narzisstische Virus auch in christlichen Gemeinden eingeknistet hat. Eigentlich hätten Christen in einer narzisstischen Gesellschaft aber die Möglichkeit, Gegensteuer zu geben. Narzissten leben in der ständigen (bewussten oder unbewussten) Angst, dass die Illusion ihrer Grandiosität zerstört wird. Anerkennung ist ihnen wichtiger als Liebe. Christen erfahren bei Gott, was es heisst, bedingungslos geliebt zu sein. Anerkennung ist für sie deshalb weniger wichtig.

Mit diesem fundierten Selbstwert können sie sich beispielsweise in der Politik von einem oberflächlichen Erfolgs- und Geltungsdrang abheben und nachhaltiger arbeiten. Der Erfolg wird sich früher oder später einstellen – oder etwa doch nicht? Ganz ohne Selbstdarstellung wird es wohl nicht gehen, eine übertriebene «Demut und Bescheidenheit» ist hier nämlich nicht gemeint. In Politik, Werbung, Kunst usw. braucht es ein gesundes Mass an Selbstbewusstsein, Extraversion und Initiative. Bierhoff spricht von einem «gemässigten» Narzissmus, wenn zu «Eigenverantwortung» auch «Sozialverantwortung» gehört und im Berufsleben der Aufbau einer «positiven Selbstidentität» gefördert wird. Christinnen und Christen sind herausgefordert, diese Begriffe in einer narzisstischen Gesellschaft mit Leben zu füllen.

Ist da jemand, der mein Herz hört?

Jean-Daniel von Lerber Während die christliche Musikindustrie im eigenen Saft schmort, tauchen in der «säkularen» Musikszene mehr und mehr Songs und Künstler auf, die offen mit Gott in einen Dialog treten: auf ehrliche, «unfromme», ja selbstverständliche Art.

Im deutschsprachigen Raum geniesst Xavier Naidoo seit bald 10 Jahren breite Akzeptanz. Obschon (oder gerade weil) einzelne Songs sehr apokalyptisch inspiriert sind und andere an die Sonntagsschule erinnern. Sein Sound trifft ins Schwarze, und Tausende singen an Konzerten Songs wie «Alles für den Herrn» oder «In Deine Hände» mit.

Wasser des Lebens

Jetzt hat sich der Sänger mit den Psalmen befasst: «Das Wasser des Lebens»¹.

Dass solche Themen auch auf Schweizerdeutsch ein breiteres Publikum ansprechen, zeigt Bliggs Song «Zeigmer dä Wäg»²:

«Oh Vater im Himmel, ich schick es Signal, gimmer en Funke Liecht i dem so dunkle Kanal. Ich wart uf e Antwort, gib es Ja oder es Nei, vergib mini Sünde, mis Laster, mis Böse, mis Leid, füär mich as Liecht, füär mich zu dier, zeigmer de Schlüssel zur Tür is Paradies bevor ich krepier...

Din Sohn isch verwirrt, doch din Sohn hät dich lieb, din Sohn probiert no züberläbe i dem chalte Chrieg. Ich bruch dis Vertraue Mann, bruch dini Hilf, du bisch s fehlend Puzzlestück i de Mitti vo dem Bild. Die ganz Scheisse da us isch amig zwill für min Grind, ich ha genau gseh was lauft, mein Gott ich bin nöd blind. Ich sing de Song für dich, sing de Song für mich, sing de Song für jede Mensch wo sich

verläuft i dim Riich. Ich schlüss mini Auge und muess dir vertraue, du bisch min Glaube, gisch mir Halt, gisch mir Power...

Zeigmer dä Wäg
füär mich as Liecht
zeigmer die Tür und
de Schlüssel zu dir
gimmer die Chraft und
gimmer de Muet,
gimmer de Glaube
dass alles guet chunt.

Auf Davids Spur

«Zeigmer de Wäg» ist eigentlich nichts anderes, als was König David schon vor 2000 Jahren gemacht hat. Er hat seine Schwachheit, seine Verzweiflung, seine Ratlosigkeit, seine Wut hinausgesungen.

Wenn er damals einen Verstärker gehabt hätte, stelle ich mir vor, dass er zur Vertonung einzelner Verse das Volumen auf 100% gedreht und seine Harfe voll verzerrt in den Tempelmauern hätte aufjaulen lassen:

«Herr, ich bin völlig am Ende. Darum schreie ich zu dir! Höre mich, Herr! Ich flehe dich an, bitte höre mir zu! Wenn du jedes Vergehen gnadenlos anrechnest, wer kann dann vor dir bestehen? Doch bei dir finden wir Vergebung. Ja, du vergibst, damit wir dir in Ehrfurcht begegnen. Ich setze meine ganze Hoffnung auf den Herrn; voller Sehnsucht warte ich darauf, dass er zu mir spricht. Ja, ich warte auf den Herrn, mehr als die Wächter auf den Morgen! Volk Israel, setze deine Hoffnung auf den Herrn! Denn er allein ist gnädig, er erlöst ganz und gar! Er wird Israel von aller Schuld befreien»³.

Authentische Texte, ehrliche Musiker

Auch der Doyen des Mundart Rock, Polo Hofer, singt immer wieder mal über Gott und Himmel. Auf seinem neuen Album «Prototyp» findet sich der Track «Ds letschte Hemli», wo er den Tod zum Thema macht. Die



Der Schweizer Rapper «Bligg»

letzten Jahre waren nicht einfach für ihn. Polo schreibt dazu:

«Während der Aufnahmen wurde ich immer wieder vom Schicksal gebeutelt, was die Produktion erheblich entschleunigte. Meine turbulente Vergangenheit forderte ihren Tribut: zehn Tage Koma, zwei Operationen wegen zystischer Pankreas-Fibrose, zweiter Stimmbruch, teilweiser Stimmverlust, Bestrahlung wegen Stimmlippen-Wucherung. ... Alles ist schliesslich gut gegangen. ... ich habe eine neue Stimme, deren Veränderung man hört von Song zu Song, und ausserdem eine neue Erkenntnis: 'Wer schwankt, hat mehr vom Weg!»

Diese Songs, diese Musiker sind authentisch. Sie singen über das Leben, ihr Leben. Nicht das perfekte Leben. Nicht das «fromme», unerreichbare Leben. Kein Wunschleben. Über das Leben, das der Nachbar, die Mutter, der Búezer, die Coiffeuse, der Student und die Direktorin aus eigener Erfahrung kennen.

Für dieses Leben hält Christus Kraft, Zuversicht, neue Hoffnung, Vergebung und Perspektiven bereit. Weil es ihn interessiert – und weil Interesse immer eine Form der Liebe ist.

¹ Diese CD ist Ende November erschienen.

² Auch als Video auf YouTube: www.youtube.com/watch?v=B4S0xICr0Ik

³ Psalm 130

⁴ mundart-Rock.ch



Jean-Daniel von Lerber ist seit 30 Jahren Kulturagent; er leitet PROFILE Productions in Richterswil ZH. jean@profile-productions.ch

Kirche im Konkurs

Georg Schmid Robert Schuller ist wahrscheinlich einer der talentiertesten Kirchenführer der Gegenwart. Er ist Gründer der weltweit bekannten «Crystal Cathedral» in Garden Grove bei Los Angeles und bei uns bekannt durch seine Fernsehübertragungen.



Die «Kristallkathedrale» in Garden Grove bei Los Angeles

Schuller gründete die erste Drive-In-Kirche, startete eine der ersten Gottesdienst-Fernsehübertragungsketten, baute gegen alle Bedenken der Vorsichtigen eine riesige Glaskirche, die einem Bergkristall nachempfunden ist und lud prominente Gesprächspartner aus Kultur und Politik in seine Gottesdienste ein. Er unterhielt sich aber auch immer wieder – vor vollbesetzter Kirche und begleitet von Fernsehkameras – mit eindrucksvollen Glaubenszeugen aus dem «gewöhnlichen» Volk. Mit der aus allen Ecken der Kirche dröhnenden Orgel sowie einem exzellenten Chor und Orchester machte er seine Gottesdienste gleichzeitig zu einem musikalischen Leckerbissen.

Gotik in den USA

In seiner Glaskirche verstand ich, was unsere europäischen Vorfahren in ihren nicht weniger verrückt konzipierten gotischen Kathedralen erlebt haben mochten: Man fühlt sich von himmlischen Klängen umhüllt und von strahlenden Freunden umringt, wie wir sie uns in der Ewigkeit als Gefährten erhoffen.

Zudem fehlt es Robert Schuller nicht an fröhlicher Liebe zur biblischen Botschaft, die er besonders gerne als Aufforderung zum positiven Denken im Vertrauen auf den allmächtigen Gott versteht. Kurz – ich kenne kaum eine Kirche, in der so engagiert, herz-

lich und gescheit, stilvoll und menschnahe die biblische Botschaft gefeiert wird.

Einstürzende Bauten

Im vergangenen Oktober hat die «Crystal Cathedral» Insolvenz angemeldet. Zu viele offene Rechnungen noch aus dem vergangenen Jahr können nicht mehr bezahlt werden, u.a. auch Rechnungen für die Kamele und die anderen Exoten, die im Weihnachtsspiel des letzten Jahres eingesetzt worden sind. Die Wirtschaftskrise habe zu einem schmerzlichen Einbruch der Spenden geführt und die Budgets hätten nicht rechtzeitig entsprechend redimensioniert werden können, lässt die Kirchenleitung verlauten. Die Gottesdienste in der Cathedral gehen vorläufig weiter. Auch die Fernsehübertragungen der Gottesdienste wurden nicht abrupt eingestellt. Denn Insolvenz nach amerikanischem Recht ist nicht Konkurs nach Schweizer Recht. Im Insolvenzverfahren ist die Kirche im Moment vor den Forderungen der Gläubiger geschützt. Die Aktivitäten der Kirche können unter Finanzaufsicht weitergehen, in der Hoffnung, dass sich die Kirche aus der Insolvenz herauslösen kann.

Hat Robert Schuller zu hoch gepokert? Hat er den Boden unter den Füßen verloren? Hat er seine Phantasie mit der Inspiration durch den Heiligen Geist und seine Gottesdienste mit dem Showbusiness verwechselt? Es wäre nicht das erste Mal, dass Kirchenführer zu hoch pokern. Unlängst besuchte ich die

Kathedrale von Beauvais nördlich von Paris. Sie wurde im Mittelalter so hoch konzipiert, dass sie zwei Mal teilweise einstürzte und noch heute als halbe Kirche vor uns steht.

Uns Schweizern wäre desgleichen wahrscheinlich nicht passiert. Wir bleiben gerne am Boden und wollen nicht zu hoch hinaus. Zuviel Phantasie und zu hohe Ziele sind uns suspekt. Das heisst aber nicht, dass wir auf die Dauer mit unserer Nüchternheit in unseren Kirchen besser fahren. Unsere Landeskirchen stürzen zwar nicht ein und müssen nicht Insolvenz erklären. Aber sie leiden an chronischem Mitgliederschwund. Wir brechen nicht plötzlich zusammen, aber wir bluten langsam aus.

Der Heilige Geist verbindet

Wahrscheinlich können weder die Phantasie des Robert Schuller noch die Kühnheit der Erbauer der Kathedrale von Beauvais als garantiertes Erfolgsrezept für christliche Kirchen und als eindeutige Gabe des Heiligen Geistes bezeichnet werden; ebenso wenig sind es die Schweizer Nüchternheit oder unser zögerliches Eintreten auf neue, mutige Erfahrungen.

Vielleicht ist Heiliger Geist vor allem dort am Werk, wo sich Kühnheit mit Nüchternheit sowie Phantasie mit dem Sinn für Realitäten verbinden. So wünsche ich mir die Schweizer Kirchen: Kühn wie die Glaskirche in Garden Grove und wie die Kathedrale in Beauvais und zugleich klar berechnet und nüchtern organisiert wie ein Schweizer Ingenieurbüro. Wünsche ich mir zu viel?



Prof. Georg Schmid ist Pfarrer und Religionswissenschaftler.
georg.schmid@swissonline.ch

Kommt die postsäkulare Gesellschaft?

Felix Ruther Obwohl es keine Hinweise für einen christlichen Aufbruch gibt, ist Religion in der Öffentlichkeit wieder zu einem – wenn auch umstrittenen – Thema geworden. Die Diskussion eröffnet interessante Perspektiven.

Der Glaube an das stetige Wachstum von Freiheit und Wohlstand ist uns abhanden gekommen. Die Wahrnehmung nimmt zu, dass uns die Kontrolle über die entscheidenden Dinge immer mehr entgleitet. Das schafft Raum für religiöse Sehnsüchte.

Die neue Spannung zwischen Religion und Staat

Die Religion ist heute nicht mehr in den privaten Bereich verbannt, sie ist wieder zu einem Thema des öffentlichen Diskurses geworden. Dabei wird sie aber meist als Problem diskutiert. Man denke nur an die Kontroverse über die Frage, wie weit christliche Lehrpersonen im Unterricht über ihren Glauben reden dürfen.

Ich vermute, dass nicht die christliche Religion dieses Problem hervorruft. Heute wird wie selbstverständlich angenommen, der öffentliche Raum bzw. der Staat habe vollständig säkular zu sein. Dabei bildet sich ein Spannungsfeld zwischen Religion und Staat.

Das Argument, welches in diesem Zusammenhang oft vorgebracht wird, lautet verkürzt etwa so: Die Säkularisierung des Staates war die gelungene Antwort auf die Katastrophen der lang anhaltenden Religionskriege der frühen Neuzeit. Wenn man die Religion in eine abgeschirmte Privatsphäre verbannt und einen säkularen öffentlichen Bereich etabliert, dann hat die Demokratie die günstigsten Voraussetzungen. Denn Religion ist intolerant und erzeugt Konflikte.

Verzerrte Wahrnehmungen

Diese Vorstellung ist aber ein historischer Mythos. Die Glaubenskriege, speziell der Dreissigjährige Krieg (1618-48), haben nicht den säkularen Staat hervorgebracht, sondern den konfessionellen. Nach dem Westfälischen Frieden von 1648 galt: Wer herrscht, bestimmt die Religion. Die Säkularisierung kam erst viel später. Sie trug nicht automatisch zur Demokratisierung bei. Das lässt sich an den säkularen kommunistischen Ländern ablesen, die in der Folge entstanden. Säkularisierung und Demokratisierung sind zwei unabhängige Prozesse.

Ausgerechnet das säkularisierte zwanzigste Jahrhundert ist zur gewalttätigsten und blutigsten Epoche der Geschichte geworden. Trotzdem schwirrt immer noch die Vorstellung in den Köpfen herum, es sei die religiöse Intoleranz, die Freiheit und Demokratie gefährde. All diese grauenhaften Konflikte waren aber das Produkt moderner, säkularer Ideologien. Diese jüngste Vergangenheit geht gerne vergessen, während die Religionskriege im 17. Jahrhundert oder gar die Kreuzzüge in lebendiger Erinnerung geblieben sind.

Den Säkularismus überwinden

Das Comeback des Glaubens in der öffentlichen Diskussion wird oft als Bedrohung der säkularen Identität empfunden. In einer Überreaktion wird dann gefordert, jede staatliche Bezugnahme auf das Christentum sei auszumerzen. Eine Forderung, die im Widerspruch zur säkularistischen Behauptung steht, nur die säkulare Neutralität könne individuelle Freiheiten und kulturellen Pluralismus garantieren.



Ich denke, dass nicht nur missbrauchte Religion, sondern auch ein übertriebener Säkularismus die Probleme verursacht. Diesen gilt es zu überwinden. Unsere Gesellschaft soll nicht säkular bleiben, sondern postsäkular werden. Der Kulturphilosoph Jürgen Habermas, der sich selber als religiös unmusikalisch bezeichnet, bemerkte einmal treffend: «Die weltanschauliche Neutralität der Staatsgewalt, die gleiche ethische Freiheit für jeden Bürger garantiert, ist unvereinbar mit der politischen Verallgemeinerung einer säkularistischen Weltsicht¹».

Eine postsäkulare Gesellschaft muss laut Habermas die Grenzen der Aufklärung bedenken. Säkular Denkende dürfen den religiösen Überzeugungen nicht jeden Vernünftigkeitgehalt absprechen. Und naturalistische Weltbilder sollten in der Öffentlichkeit nicht automatisch den Vorrang vor konkurrierenden weltanschaulichen oder religiösen Auffassungen haben.

¹ Habermas im Gespräch mit Ratzinger in: «Dialektik der Säkularisierung» S. 36



Felix Ruther ist Studienleiter der VBG und Präsident des Instituts INSIST. felix.ruther@insist.ch

INSIST Seminare

integriert denken – ganzheitlich glauben – werteorientiert handeln



Felix Ruther



Hanspeter Schmutz

Unsere Module auf einen Blick



Richtpreise (inkl. Spesen)

Hanspeter Schmutz

Abend: Fr. 300.–

1/2 Tag: Fr. 500.–

1 Tag (inkl. Abend): Fr. 1000.–

1 Wochenende: Fr. 1500.–

1 Woche: Fr. 3000.–

Felix Ruther

Klassische Predigt: 350.–

Abend: Fr. 450.–

1/2 Tag: Fr. 500.–

1 Tag (inkl. Abend): Fr. 1000.–

1 Wochenende: Fr. 1500.–

1 Woche: Fr. 3000.–

Nähere Infos und Buchen der

Module direkt bei den Referenten:

Felix Ruther, Dr. phil.

Hotzstrasse 56

8006 Zürich

Präsident INSIST

Tel. Büro: 044 363 75 33

Tel. Privat: 044 363 75 27

felix.ruther@insist.ch

Hanspeter Schmutz, SLA phil. I

Schöneggweg 1

3672 Oberdiessbach

Leiter INSIST

Tel. 031 771 28 79

hanspeter.schmutz@insist.ch

		Referent	Umfang
I 1	Einführung ins integrierte Christsein	HPS	1 Wochenende bis 1 Woche
I 2	Der Mythos der weltanschaulichen Neutralität*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 3	Glauben und Denken – ein Widerspruch?* FRu		1 Abend oder 1/2 Tag
I 4	Bibelverständnis zw. Beliebigkeit und Fundamentalismus	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 5	Der Wert des Menschen*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 6	Hat die Naturwissenschaft Gott begraben?*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 7	Unsere Gesellschaft im Wertewandel verstehen	FRu	1 – 2 Abende
I 8	Wie Christen mit Trends umgehen können	HPS	1 Abend bis 1 Wochenende
I 9	Wie wir heute tolerant leben können	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 10	Gott und das Leiden in dieser Welt	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag

ganzheitlich glauben

S 1	Einführung in eine ganzheitliche Spiritualität	FRu	3 – 6 Abende
S 2	Einführung in den christlichen Glauben («Basics»)*	FRu	3 Abende
S 3	Wie wir beten können*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 4	Warum und wie die Bibel lesen*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 5	Warum wir Stille brauchen*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 6	Gerechtigkeit – ein Grundanliegen der Bibel*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 7	Wie wir unsere Sehnsucht leben und stillen können*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 8	Unterwegs zu einem geheiligten Leben	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 9	Einführung in die keltisch-christliche Spiritualität	HPS	1 Abend bis 1/2 Tag
S 10	Schule der Weisheit	HPS	1 Abend bis 1 Woche
S 11	Mit Weisheit einem Burn-out vorbeugen	HPS	1 Abend bis 1/2 Tag
S 12	Mit dem Heiligen Geist im Alltag leben	HPS	1 Abend bis 1 Wochenende
S 13	Sich selber und andere (an)leiten	HPS	1/2 Tag

werteorientiert handeln

T 1	Prinzipien und Instrumente für werteorientierte Entwicklungen	HPS	1 Abend bis 1/2 Tag
T 2	Wie Christen die Transformation vor Ort fördern können	HPS	1 Abend bis 1 Woche
T 3	Prozessbegleitung bei werteorientierten Entwicklungen	HPS	gemäss Abmachung
T 4	Wie können wir heute Werte-orientiert leben?	FRu	1 Abend

weitere Module

M 1	Arbeits- und Zeitmanagement für Einzelpersonen	HPS	1 Tag
M 2	Bibelseminare: Psalmen, Römerbrief, Offenbarung	FRu	3 Abende
M 3	Andere Religionen: Seminare zu Islam, Buddhismus*, Hinduismus* und Esoterik* im Vergleich zum christlichen Glauben	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
M 4	Seminare zu Ehe und Partnerschaft	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
M 5	Seminare für Männer	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag

* evangelistische Angebote

Die detaillierten Beschreibungen der Seminare finden Sie auf unserer Website: www.insist.ch



5 Rosen – Zeichnung, Aquarell auf Büttchen, 30x23 cm (François Bosshard)

WAS IST SCHÖNHEIT?

Schönheit ist Beziehung

Interview: Fritz Imhof Was ist Schönheit? Die Frage ist fast so schwierig zu beantworten wie die Frage nach der Wahrheit. Wir haben sie dem Theologen, Germanisten und Historiker Beat Rink trotzdem gestellt.

Magazin INSIST: Beat Rink, was ist Schönheit?

Beat Rink: Der Begriff Schönheit ist von den Kunstwissenschaften in den letzten beiden Jahrhunderten stiefmütterlich behandelt worden. Schönheit wurde nicht mehr als eine objektive Grösse gesehen, sondern als Begriff, der dem subjektiven Ermessen unterliegt. Der Common Sense in der Ästhetik und den Kunstwissenschaften ist, dass es keine objektiven, verlässlichen Massstäbe für Schönheit gibt.

Die tägliche Erfahrung weist in eine andere Richtung: Wenn wir zum Beispiel durch einen Wald oder eine schöne Landschaft gehen, empfinden wir alle sie als schön. Niemand käme es in den Sinn, eine Blumenwiese oder einen Sonnenaufgang als hässlich zu empfinden. Ich gehe davon aus, dass es verlässliche, objektive Massstäbe gibt.

Welche Massstäbe sind das?

Die Kriterien sind nicht immer einfach zu bestimmen – und sie unterliegen dem geschichtlichen Wandel. In der Malerei zum Beispiel gibt es eine Farbenlehre, in der Literatur, in der Musik oder im Tanz gibt es ästhetische Gesetzmässigkeiten, die man beachten kann oder auch nicht. Frühere Zeiten formulierten klare ästhetische Regeln, die aber ihrerseits sehr epochengebunden waren. Anzumerken ist aber, dass der Begriff «Schönheit» vor allem seit dem 19. Jahrhundert gegenüber anderen Werten wie «Authentizität des Ausdrucks» an Bedeutung verloren hat.

In der Natur scheint es unsichtbare Gesetze zu geben, die zum Beispiel bewirken, dass die Farbabstimmung immer stimmt...

Ich sehe in der Natur sehr viel Kontrastreiches, zum Beispiel unglaublich feine Farbabstimmungen in einem Herbstwald. Wenn wir versuchen, das zu malen, wird es schnell kitschig.

Aber die Natur selbst ist interessanterweise nie kitschig.

Richtig. Die Trennlinie zwischen Schönheit und Kitsch ist übrigens in der Kunst gar nicht so einfach zu ziehen. Vor ein paar Jahrzehnten verlief sie noch anders als heute. Typisch für die sogenannte «Postmoderne», welche die heutige Kunst in Vielem prägt, ist folgende Begebenheit: Ein Maler stand vor einem Sonnenuntergang und dachte: «Schade, dass ich das nicht malen kann.» Im selben Moment schoss es ihm durch den Kopf: «Warum sollte ich das denn nicht malen können?» Worauf er ins Atelier ging und einen Sonnenuntergang malte... Ähnliches gilt für die Literatur, wo der Unterschied zwischen Trivalliteratur und ernster Literatur fließend geworden ist. Oder ich erinnere mich an die Uraufführung des 1. Violinkonzerts des Avantgardisten Penderecki von 1977, in dem auf einmal tonale Musik¹ erklang.

Aber zurück zur Frage nach dem «Schönen» in der Natur: Das «Naturschöne» hat auch seine Geschichte. Im 18. Jahrhundert wurde in der Natur vor allem das «erhabene Schöne» gesehen. Kant sprach vom «gestirnten Himmel über mir und dem moralischen Gesetz in mir». Beide korrespondieren miteinander. Der Mensch fühlt sich gegenüber dem Erhabenen in der Natur unterlegen, in seinem moralischen Handeln aber überlegen. Ein tosender Wasserfall hat etwas Erhabenes an sich – und gleichzeitig etwas Schönes. Oder ein Gewitter in den Bergen. Nun, wir können sicher sagen: die Schöpfung drückt die ganze Breite der Phantasie des Schöpfergottes aus, auch mit allem für uns Skurrilen oder Bedrohlichen. Aus der vielfältigen Natur lässt sich ein «Schönheitsbegriff» gewinnen, der weiter gefasst ist als etwa das «Gefällige».

Wie geht die Bibel mit «Schönheit» um? Welche Begriffe kennt sie dafür?

Schönheit ist in der Bibel gemäss Claus Westermann und andern Theologen eine Beziehungsgrösse. Wir finden hier keine «l'art pour l'art» vor. Auch keine Diskussion eines Schönheitsbegriffs, der losgelöst wäre vom Gesamtzusammenhang und unserer Beziehung zu Gott.

Schönheit wird in der Bibel im Zusammenhang mit Segen erfahren. Das wird bereits in der Schöpfungsgeschichte deutlich, wo der Begriff «tob» (gut) auch «schön» bedeutet. Die gute Schöpfung war schön für die Menschen, für die sie gemacht wurde. Sie ist ein begehbares und geniessbares, sogar veränderbares «Kunstwerk», ein Lebensraum für den Menschen, der seinerseits auf wunderbare Art geschaffen wurde. Schönheit ist in der Bibel also ein Konzept, das in den Beziehungsraum des Glaubens – Gott und die Menschen, die Menschen untereinander – gestellt wird. Der Künstler muss sich demnach fragen, ob er nur für sich selbst, seinen Erfolg und den Kunstmarkt arbeitet, oder ob er motiviert ist von der Liebe zum Kunst-



(Film) Pfr. Beat Rink, 53, verheiratet mit Arie Neuvonen, 3 Kinder, ist Leiter der internationalen Musikerarbeit «Crescendo». Er studierte Germanistik, Geschichte und Theologie. 1993 wurde er zum evang.-ref. Pfarrer ordiniert. Er betätigte sich als Künstlerpfarrer u.a. bei «Kirche kreativ» (www.kirchekreativ.ch).

1985 gründeten Airi und Beat Rink zusammen mit Musikern «Crescendo» (www.crescendo.org). 2006 war er Mitbegründer von Arts+ (www.artsplus.ch). Schriftstellerische Tätigkeit: Lyrik, Aphorismen. Daneben Fachbücher v.a. im Bereich «Theologie und Kunst». Herausgeber der Zeitschrift «Crescendo».

empfänger. Oft reduzieren wir Schönheit auf das Liebliche und Harmonische. Die Bibel spricht dagegen von der Grösse und Herrlichkeit Gottes, der «Kabod». Das ist keine liebliche, sondern eine machtvolle Schönheit, welche die Machtfülle Gottes widerspiegelt. Voller Energie und Spannung!

Gibt es Naturgesetze für Schönheit wie zum Beispiel die Tonleiter in der Musik?

Das ist kulturell bedingt. Die Harmonie in der Musik ist im Osten anders. Auch bei uns im Westen wurde die traditionelle Harmonielehre von der atonalen² Musik abgelöst, die anderen Gesetzmässigkeiten folgt. Ob sie schön ist, unterliegt dem subjektiven Urteil. Der Begriff der ästhetischen Qualität ist dem geschichtlichen Wandel unterworfen. In meiner Jugendzeit verursachte ein avantgardistisches, atonales Stück im Konzertsaal da und dort Gelächter. Heute hört man interessiert zu. Was zuerst schockierte, in der Malerei etwa die Bilder Van Goghs, zieht heute Hunderttausende in die Museen.

Die Bibel fordert uns heraus, dem Schönen und Vollkommenen³ nachzudenken ...

Die Aufforderung von Paulus, dem Guten und sicher auch dem Schönen nachzudenken, bedeutet für mich, das Schöne in den grösseren Zusammenhang der Lebensführung und Ethik einzubeziehen. Es gibt in der Ästhetik die alte Trias vom «Wahren, Schönen und Guten». Diesem Begriffs-Dreiklang haftet eine nicht immer unproblematische Geschichte an – bis hin zum Auseinanderreißen

der drei Begriffe. Ich denke, dass wir aus christlicher Perspektive diese Trias wieder in die Kunst-Diskussion einführen müssten. Aber ohne falsche Kurzschlüsse: Kunst muss nicht nur Gutes und Schönes darstellen; sie kann und muss auch um der Wahrheit willen das Böse aufdecken und darstellen. Paulus empfiehlt uns ja nicht, eine Rosabrille aufzusetzen. Seine Aussage ist eingebettet in jene theologische Gesamtsicht, die von Christus und dem Kreuz ausgeht und sehr gut die Realität des Bösen und des Leidens in dieser Welt kennt. Wir können das Schöne aber auch dazu missbrauchen, die Wahrheit zu verdecken. Nehmen wir Bonhoeffer, der gegen den Boom der gregorianischen Musik einwandte: «Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen!» Gott liess Israel durch Amos ausrichten: «Tue hinweg das Geplär deiner Lieder!» (Amos 5,23) – in Anbetracht des Unrechts, das damals geschah und durch fromme Lieder überdeckt wurde. Schönheit kann verniedlichen, von himmelschreiendem Unrecht ablenken und sich damit sogar in den Dienst des Unrechts stellen. Auch der Salonmalerei, der Plüschromantik und den Historienmalereien des späten 19. Jahrhunderts könnte man Ähnliches vorwerfen. Schliesslich haben dann neue Kunstrichtungen darum gerungen, die Realität schonungslos darzustellen. Kaiser Wilhelm II. nannte die Bilder von Käthe Kollwitz, die genau das versuchte, «Rinnsteinkunst».

Wie steht es um das Verhältnis von Kirche und Kunst?

Die ersten Christen haben in der Bibel viel Kunst vorgefunden: Zum Beispiel die Lyrik der Psalmen, gewaltige Reden wie diejenigen von Jesaja oder die künstlerisch hervorragenden Gleichnisse Jesu. Andererseits mussten sie sich musikalisch zurückhalten, weil die Musik von heidnischen Kulturen besetzt war. In den Gottesdiensträumen stellte man bewusst keine Statuen auf, weil im römischen Reich Statuen angebetet wurden. Dies schloss nicht aus, dass dem Kunstschaffen in den Kirchen, besonders nach der konstantinischen Wende, Tür und Tor geöffnet wurde. Die Kirche stellte die Künstler dann über Jahrhunderte hinweg in ihren Dienst, auch wenn das gegenseitige Verhältnis nicht immer spannungsfrei war. Mit der Reformation brach eine neue Epoche an, die viele Künstler aus der Kirche drängte und zur Porträt- oder Landschaftsmalerei führte. Es entstanden immer mehr Kunst- und Musikwerke für den säkularen Raum.

Während Musik in der Kirche selbstverständlich ist, hatten gerade neuere (Frei)Kirchen lange keinen Zugang zur bildenden Kunst oder klassischen Musik. Weshalb?

Dies hat verschiedene Gründe, die in den kirchengeschichtlichen Wurzeln besonders des Pietismus, in gewissen theologischen Akzentsetzungen, aber auch in den soziologischen Gegebenheiten vieler Freikirchen liegen. Ich hoffe, dass sich die Freikirchen noch stärker für die klassische Musik und die «fine Arts» öffnen. Umgekehrt fällt es den traditionellen Kirchen heute leichter, sich für die populäre Musik zu öffnen. Oft mangelt es auch an

Kunstverständnis. Künstler müssten, so meint man, mit ihrer Kunst immer ausdrücklich den Glauben verkündigen. Dass Kunst ohne christliche Thematik ebenfalls eine enorme geistliche Qualität und Wirkung entfalten kann, damit rechnet man kaum.

Christliche Künstler haben überdies auch ausserhalb der Kirchen einen wichtigen Auftrag. Freikirchen könnten es sich durchaus leisten, da und dort professionelle Künstler zu beauftragen und einzusetzen, weshalb wir mit «Arts+»⁴ eine Plattform geschaffen haben, die dies ermöglicht. Wir haben nämlich oft vergessen, dass es nicht nur Profis für die Statik und Elektrizität unserer Kirchenräume gibt, sondern auch Künstler, die uns helfen könnten, unsere Gottesdiensträume und Gottesdienste besser zu gestalten! Man delegiert zu Vieles in diesem Bereich an Leute, die zwar gute Christen sind, nicht aber gute Künstler.

Fordert die Kunst den Schönheitsbegriff nicht immer wieder heraus?

Ja. Die Kunst kennt Brüche in ihrer Entwicklung, neue Vorstösse und Trends, die sich gegen die alten Lese-, Hör- und Sehgewohnheiten richten. Immer wieder haben sich neue Generationen aufgemacht, um die alten Schönheitsbegriffe auf den Kopf zu stellen und zu revolutionieren – mit schockierenden Motiven, Formen und Farben. Die Uraufführung von Igor Strawinskys «Sacre du Printemps» war ebenso von Krawallen begleitet wie jene von Ravel's «Bolero». Künstler haben immer wieder provoziert und schockiert. Dies liegt auch im Wesen der Kunst, die per se Neuland betreten will.

Ist der Protest von Künstlern manchmal auch ein Protest gegen Gott?

Es wäre ein Kurzschluss, wenn wir einem christlichen Kulturpessimismus huldigen und davon ausgehen würden, dass der Protest gegen alles Bisherige nur eine noch schlechtere Zeit einläutet. Auch das Festhalten am Bestehenden und Konventionellen kann ein Protest gegen Gott sein, weil man nicht mehr mit der verändernden Kraft Gottes rechnet. Eine Kunstbewegung kann sich einem konventionellen Blick auf die Welt widersetzen, indem sie Farben, Töne oder Sprachformen in die Welt setzt, die zunächst schockieren, dafür aber aufrütteln und zum Nach- oder Umdenken anregen⁵. In den kriegsgeschüttelten Zeiten des 19. und 20. Jahrhunderts, wo man im Namen Gottes zu Felde zog, sind Künstler zu Recht gegen bestehende Auffassungen zu Felde gezogen. Oft genug gegen eine Kirche, die ein widergöttliches System stützte.

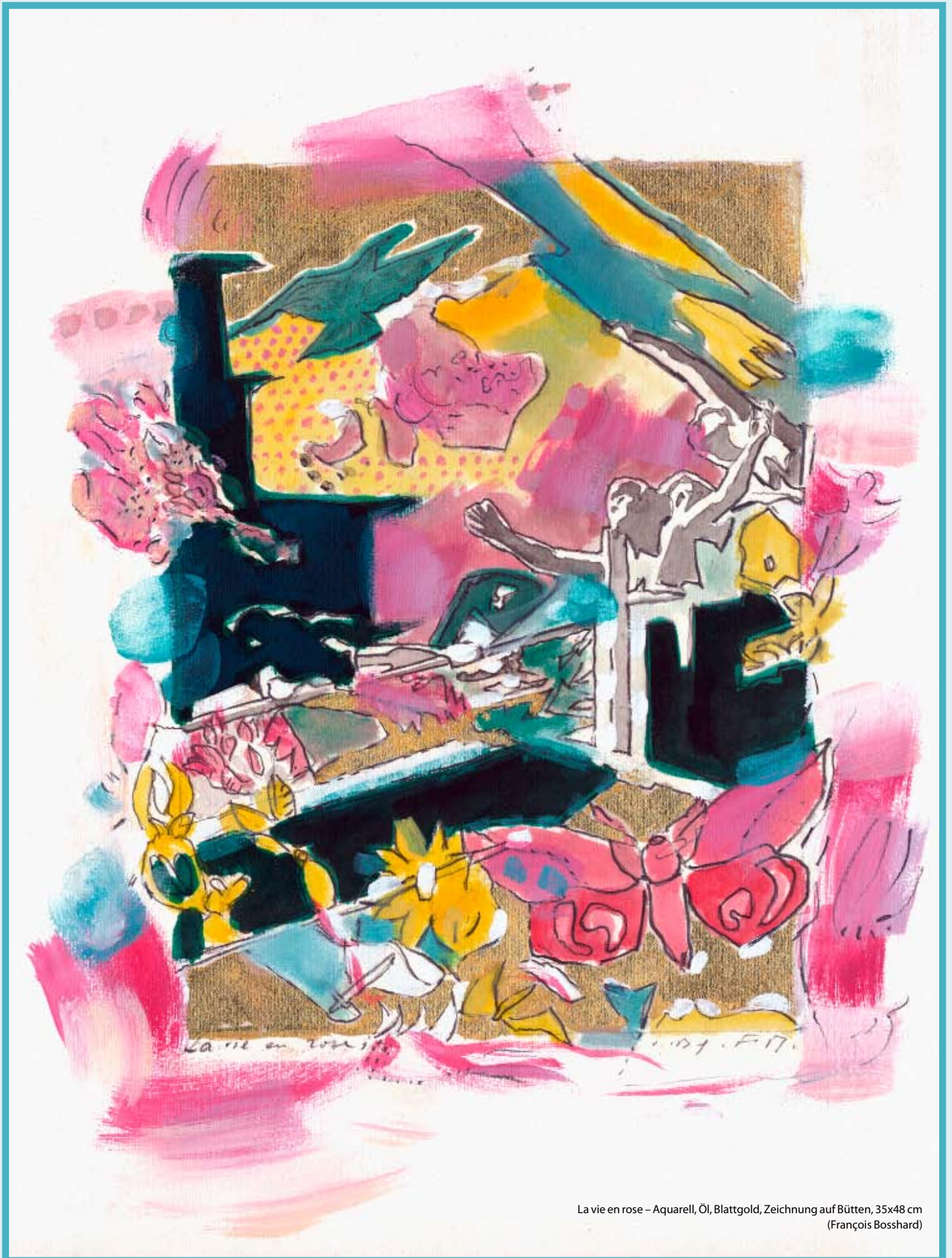
1 Eine Musik heisst «tonal», wenn man sie im Dur-Moll-System eindeutig einer bestimmten Tonart zuordnen kann.

2 «Atonal» ist allgemein eine Musik, deren Harmonik und Melodik nicht auf ein tonales Zentrum bzw. einen Grundton fixiert ist – im Gegensatz zur (Dur-Moll-)Tonalität.

3 nach Phil 4,8

4 www.beatrink.ch; www.crescendo.org; www.artsplus.ch

5 Die Ausgabe Juli 2010 der Zeitschrift «Crescendo» war dem Thema Schönheit gewidmet. Zum Beispiel mit dem Artikel «Glaube und Schönheit gehören zusammen». Bezug/Download auf www.crescendo.org.



La vie en rose – Aquarell, Öl, Blattgold, Zeichnung auf Bütten, 35x48 cm
(François Bosshard)

Die Schönheit kommt auf Nebenpfaden

Hans-Rudolf Bachmann Es ist nur eine kurze Notiz. Doch sie hat in mir so etwas wie einen Kristallisationsprozess ausgelöst und mir bewusst gemacht, wie sehr mich Schönheit immer und immer wieder beschäftigt hat. Heute kann ich darüber schreiben.

Es gab Zeiten, da wäre mir ein Artikel über Schönheit höchst verdächtig gewesen. Arnold Schönbergs «schräge» Zwölfton-Musik oder der existenzialistische Roman «Ekel» von Jean-Paul Sartre lagen mir näher. Angesichts einer kaputten Welt waren für mich nur Dissonanz und Zerrissenheit ein echter Ausdruck von Ehrlichkeit.

Ein Lorbeerblatt in der Suppe

Es ist nur eine kurze Notiz. Sie stammt nicht aus der aktuellen Presse. Ich habe sie auch nicht beim Fernsehen oder im Kino aufgeschnappt. Nein. Ich habe sie auf Nebenpfaden entdeckt. Sie wurde hingekritzelt an einem Ort, wo niemand einen Beitrag zur Schönheit erwarten würde. Der deutsche Theologe Helmut Gollwitzer hat Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes von 1933 bis 1945 herausgegeben. Dort fand ich die besagte Notiz des evangelischen Pfarrers Ludwig Steil. Er ist am 17. Januar 1945 in Dachau hingerichtet worden. Am 5. Oktober 1944 hatte er an seine Frau geschrieben: «Eben beim Essen erfreute mich die schöne Zeichnung eines Lorbeerblattes in meiner Suppe. Ich liess es auf dem Rand der Suppe liegen während ich ass, und staunte über die Verästelung der Rippen und die vollendete Form. So erinnert uns Gott auch in einer Umgebung, in der alles fehlt, was lieblich ist und wohlklingend, an die Schönheit seines Reiches. Es hat mir noch an keinem Tag an Grund zum Danken gefehlt.»

Ludwig Steil schrieb in «einer Umgebung, in der alles fehlt, was lieblich ist und wohlklingend». Dort, an jenem so hässlichen Ort, feierte er eine Schönheit, die da ist und ihn erreichte. Das hatte zu tun mit seinen Augen. Seine Kameraden haben auch Suppe gegessen, aber kaum einer wird staunend ein Lorbeerblatt auf den Tellerrand gelegt haben. Er hingegen hatte Augen für das Schöne, allem zum Trotz. Das ist nicht selbstverständlich. Er hatte bereits als Zwanzigjähriger geschrieben: «Wunderbar, Gottes Licht erhellt die Augen für alles. Mit einem Mal sehen wir Seine Fussspuren bei uns, sehen, wie wir Grund übergenug haben zum Danken.» Erhellte Augen, das sind

durch Gott geöffnete Augen, die es möglich machen, das Sichtbare und das Unsichtbare zusammenschauen; Augen auch, die nicht nur sehen, sondern auch leuchten und damit sichtbar machen. Darum hatte er das Lorbeerblatt beachtet und gestaunt «über die Verästelung der Rippen und die vollendete Form». Das unscheinbare Blatt hatte über sich hinausgewiesen, ihm den Schöpfer gezeigt und zu ihm von der «Schönheit seines Reiches» geredet.

Die Schönheit des Evangeliums

Während meiner Studienzeit in Basel besuchte ich die Ausstellung eines jungen Malers. Der bekannte christlich inspirierte Maler Willy Fries war auch dort. Ich hatte die Gelegenheit, einige kurze Zwiesgespräche zwischen dem Künstler und Willy Fries mitzuhören. Eine Bemerkung hat sich mir eingeprägt. Die ausgestellten Bilder waren alle sehr gekonnt gemalt, aber durchwegs hässlich und in düsteren Farben gehalten. Nach langem Hinschauen sagte der eher wortkarge Willy Fries: «Aber so können Sie doch nicht ein Leben lang malen!» Er selber hatte ein waches, offenes Auge für alles Ungerechte und Leidvolle in der Welt. Aber nicht nur dafür. In seinen Bildern liess Willy Fries immer wieder etwas aufleuchten von der Schönheit des Evangeliums. Und zwar dort, wo man es nicht erwartet. Ich erinnere mich sehr genau an den Abend, als es in mir Tag wurde. Es war nach einer Vorführung des Passionsfilmes von Willy Fries. Seine Darstellung des Gesichts des Gekreuzigten hat sich mir ganz tief eingeprägt und ist für mich zum Augen- und Türöffner für den Glauben an Jesus Christus geworden.

Darf man von der Schönheit des Evangeliums sprechen? Es steht doch im Buch des Propheten Jesaja: «Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, dass man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn nichts geachtet» (Jes 53,2.3). Und viele von den Menschen, mit denen Jesus sich abgab, waren auch nicht schön, sondern entstellt und ausgestossen. Ja, gewiss. Darum hat es seine Berechtigung, wenn die Passion Jesu in der zeitgenössischen Kunst manchmal trostlos hässlich, ja geradezu scheusslich dargestellt wird. Schauen wir jedoch mit offenen Augen hin, so gibt es beim leidenden Christus mehr zu sehen, als nur das Sichtbare. Im schrecklichen Geschehen



Hans-Rudolf Bachmann ist Pfarrer in Othmarsingen.
HRB.oms@sunrise.ch

zeigt sich die Liebe: eine Liebe, die sich selbst schenkt. Am hässlichsten Ort erfüllt Jesus seine tiefste Berufung. Und die durch ihn berührten Menschen werden heil, von ganz innen her schön. Wie eindrücklich hat dies Willy Fries gemalt in seinem Bild vom grossen Gastmahl: Je näher die Menschen Jesus kommen, desto heller, leuchtender, transparenter werden sie.

Schön werden

Ja, Menschen, die ihrer Berufung immer tiefer auf die Spur kommen und sich in Liebe verschenken – sie leben und entfalten ihre Schönheit. Es sind Menschen, die – als von Jesus Berührte – Zeichen des Heils setzen in einer unheilvollen Welt. Unter ihnen gibt es immer wieder solche, die auch nach heutigen Massstäben als schön gelten. Aber sie bewahren ihre Schönheit nicht durch Abschottung von allem, was ihr Äusseres gefährden könnte (Es soll ja Models geben, die ihre schönen Beine versichern wollen, weil sie ihr grösstes Kapital seien ...). Im Tiefsten geht es darum, dass in einem Menschen Gottes Ebenbild wieder aufzuleuchten beginnt. Das kann auch mitten auf einem Weg geschehen, der äussere Schönheit kostet. Von der Schönheit des Ebenbildes Gottes in uns spricht auch die Mystikerin Theresa von Avila, wenn sie den Schöpfer zu uns sagen lässt:

Die Liebe hat in Meinem Wesen
dich abgebildet treu und klar:
kein Maler lässt so wunderbar,
o Seele, deine Züge lesen.

...

In Meines Herzens Tiefe trage
Ich dein Portrait, so echt gemalt;
sähest du, wie es vor Leben strahlt,
verstummt jede bange Frage.

Nicht immer wird solche Schönheit sichtbar in unserem Leben. Da ist mir Ludwig Steils Lorbeerblatt zum grossen Trost geworden: Abgerissen, vertrocknet, gekocht und erst noch in einer Umgebung, wo kaum jemand achtsame Augen hat – dieses Lorbeerblatt wurde für den Gefangenen zu einem mutmachenden Hinweis! Wenn das so ist, sage ich mir, wird der Schöpfer auch mein kleines Leben von Zeit zu Zeit brauchen können, um auf sich hinzuweisen. Sogar dann, wenn meine Augen kaum etwas Schönes in oder an mir finden ...

Beim Bewegen dieser Zusammenhänge erinnere ich mich an «Das Bildnis des Dorian Gray», den Roman von Oscar Wilde: Dorian Gray lässt in seinen besten Jahren ein geheimnisvolles Portrait von sich malen, das er in seinem Haus verbirgt. Das Bild wird fortan alle seine Gesichtszüge übernehmen, während er selbst immer gleich jugendlich, frisch und schön bleibt, scheinbar unberührt von seinem ausschweifenden Leben. Zuerst wird er in seiner Schönheit bewundert, allmählich aber wird es immer unheimlicher um ihn. Von Zeit zu Zeit sucht Dorian sein immer hässlicheres Portrait auf, um es sogleich wie-

der vor sich zu verbergen. Die Geschichte endet dramatisch und so, wie sie enden muss: Dorian Gray sticht mit dem Dolch in das ihm unerträglich gewordene Bild und wird tot davor aufgefunden – mit seinem wahren Gesicht unter dem Bild des Dorian in jugendlicher Schönheit. Ist Dorian Gray nicht ein unheimlicher, aber prophetischer Hinweis mitten in einem verlogenen Kult um äussere Schönheit, wie er heute betrieben wird?

Schönheit weist über sich hinaus

Die Schönheit als Blume, die welkt – dieses Motiv zieht sich wie ein Refrain durch das Alte und Neue Testament: «Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr» (vgl. Ps 103,15.16 mit Jes 40,6-8, Jak 1,10.11 und 1 Petr 1,24). Jakobus redet direkt von Schönheit, wenn er sagt, dass die schöne Gestalt der Blume verderben werde. Wie sollen wir dies verstehen? Ist Schönheit etwas Unwichtiges, da sie sowieso vergeht?

Allen oben erwähnten Stellen ist gemeinsam, dass sie die Schönheit relativieren. Es gibt kostbarere Dinge als äussere Schönheit: Gnade, Gottes Worte, unvergänglicher Reichtum. Dass die Schönheit relativiert wird, bedeutet aber nicht, dass sie nicht wertvoll wäre. Sie wird nur an den rechten Platz verwiesen. Schönheit, die nicht über sich hinausweist, verliert ihre wahre Leuchtkraft und wird schnell zu etwas Hässlichem.

Die vergängliche Blume ist – wie Ludwig Steils Lorbeerblatt! – ein stiller Hinweis auf ihren Schöpfer, der in Psalm 104 so besungen wird: «Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt.»

Die Lilien auf dem Feld erinnern uns – mit ihrer Schönheit und Vergänglichkeit – an die Fürsorge Gottes: «Seht euch die Lilien auf dem Feld an und lernt von ihnen! Sie wachsen ohne sich abzumühen und ohne zu spinnen und zu weben. Und doch sage ich (Jesus) euch: Sogar Salomo in all seiner Pracht war nicht so schön gekleidet wie eine von ihnen. Wenn Gott die Feldblumen, die heute blühen und morgen ins Feuer geworfen werden, so herrlich kleidet, wird er sich dann nicht erst recht um euch kümmern, ihr Kleingläubigen?» (Mt 6,28-30).

«In der Schönheit der Schöpfung drückt sich der Schöpfer aus. Er zeigt uns seine Liebe, seine Grösse und seine Herrlichkeit. Darin zeigt er auch seine Sehnsucht nach uns» (Bruder Franziskus Joest).

Schönheit geniessen und schützen

Wer sagt uns denn, dass das Vergängliche unwichtig sei? Ich denke an Musik, die im Konzert erklingt. Die wunderbarsten Klänge – im Erklingen verklingen sie. Das mindert ihre Schönheit nicht, sondern unterstreicht sie geradezu. Oder im Buch der Sprüche (5,18.19) lesen wir: «Freue dich der Frau deiner Jugend (in ihrer vergänglichen Schönheit). Sie ist lieblich wie eine Gazelle und holdselig wie ein Reh. Lass dich von ihrer Anmut allezeit sättigen und ergötze dich allewege an ihrer Liebe!» Hier



Granatapfel
Öl und Graphit,
ca. 30x40 cm
(François
Bosshard)

wird nicht einer Geringschätzung der vergänglichen Schönheit das Wort geredet, sondern einer Haltung der Achtsamkeit und Dankbarkeit, die Schönheit zu genießen weiss, dann, wenn sie uns gegeben ist. Gerade die Tatsache der Vergänglichkeit soll uns die Schönheit des Augenblicks entdecken und geniessen lehren.

Die fragile Schönheit der Blume – ja der ganzen Schöpfung! – ist zudem unserer Sorgfalt anbefohlen. Zum Auftrag des Menschen gehört es, zu bauen und zu bewahren (1 Mose 2,15). Schönheit zu lieben und zu ihr Sorge zu tragen ist also nicht nur ein Thema für unverbesserliche Schöngeister. Die Beschäftigung mit der Schönheit rührt an aktuelle gesellschaftliche und entwicklungspolitische Fragen.

Schönheit lebt in der Beziehung

Schönheit zeigt sich in gelebter Beziehung. «Der kleine Prinz» hat mich darauf aufmerksam gemacht. Mit Sorgfalt und Hingabe pflegt er auf seinem Planeten eine Rose, seine Rose. Später kommt er zu einem grossen Garten und erschrickt: Da sind ja unzählige Rosen und alle sind schön, genau wie die Rose auf seinem Planeten. Was ist nun das Besondere seiner Rose? Vom Fuchs erhält er die befreiende Antwort: «Schön ist, was du dir vertraut gemacht hast.» Wie recht hat der Fuchs. Schönheit zeigt sich immer vielschichtiger und beglückender, je mehr uns

Menschen und Dinge vertraut werden, vielleicht gerade darum, weil wir dann nicht mehr nur das (vordergründig) Schöne sehen, sondern staunen können über eine Schönheit, die trotz allem da ist – wie bei Ludwig Steils Lorbeerblatt.

Und ganz zuletzt ...

Die verwelkende Blume der Schönheit will den Blick freigeben auf das «unverwelkliche Erbe», das auf den Gläubenden wartet, weil er an der Auferstehung Jesu (1 Petr 1,3-5) teilhat. Dort wird Schönheit unbeschränkt schön sein – kein Leid, keine Sünde wird sie mehr entstellen, missbrauchen und gefährden können. Davon sprach Ludwig Steil, wenn er – im Angesicht des Todes – über seinem Lorbeerblatt die Schönheit des Reiches Gottes meditierte.

Schönheit will uns an die Hand nehmen und zu Gott führen. Habe ich zu Beginn erwähnt, dass es Zeiten gab, in denen ich nicht über Schönheit hätte schreiben können, so will ich jetzt schliessen mit einem kurzen Gedicht, das mir kürzlich, unterwegs im Wald, eingefallen ist:

Gottes Herz
Schönheit
erschliesst mir
Gottes Herz:
Da komm
ich her.



Sommertraum – Öl und Graphit, 38x46 cm (François Bosshard)

KUNST IN DER KIRCHENGESCHICHTE

Kunst und Kirche – Geschichte eines Streites

Sara Stöcklin «Seht, was dieser so gewaltige Irrwahn, was dieser falsche Schönheitssinn bedeutet! Der Herr speiste von einer einfachen Schüssel und liess sich die Jünger ins Gras auf die Erde lagern und wusch ihre Füsse [...], der anspruchslose Gott und Herr des Weltalls, der wahrlich keine silberne Fussbadewanne mit sich vom Himmel herabbrachte.»¹

Mit diesen und ähnlichen Worten drückte der bedeutende Theologe Clemens von Alexandria (~150-215) seine Geringschätzung künstlerischer Arbeit aus, die von «geschmackloser Prunksucht» zeuge und nicht nur überflüssig, sondern völlig wertlos sei. Er sprach dabei nicht von Kirchenschmuck – solcher war zu seiner Zeit noch undenkbar – sondern von Verzierungen gewöhnlicher Alltagsgegenstände, die auch in christlichen Haushalten zu finden waren. Clemens stand mit seiner Überzeugung nicht alleine da. Schon in den frühesten christlichen Schriftzeugnissen ist eine tiefe Skepsis spürbar gegenüber dem, was wir heute unter dem Begriff Kunst zusammenfassen. Insbesondere Abbildungen aller Art gerieten ins Zentrum theologischer Kritik.

Bilder durchdringen das Leben

Die junge Kirche war in dieser Haltung einerseits vom alttestamentlichen Bilderverbot geprägt, das diskussionslos übernommen wurde, andererseits von ihrer Ablehnung des Götterkults, der unweigerlich mit Bildern in Zusammenhang gebracht wurde. Eine Unterscheidung zwischen «religiösen» und «profanen» Kunstgegenständen war ihr zunächst fremd – sie bewegte sich in einer Gesellschaft, in der Religion nicht eine eigene, abgetrennte Sphäre darstellte, sondern integraler Bestandteil der Kultur und Gemeinschaft war. Unter «ars» wurde das sachkundige Hervorbringen eines beliebigen Werkes verstanden, vom Möbelstück bis zur Götterstatue. Die Malerei und gestaltende Kunst, eher mit dem Begriff «imitatio» (Nachahmung) verbunden, war primär im Kult beheimatet, der, wie erwähnt, alle Bereiche des Lebens durchdrang. Ein «neutral-ästhetisches» Verhältnis zu Bildern war undenkbar.

Auch für die heidnische Bevölkerung war die starke Symbolkraft der Bilder eine Selbstverständlichkeit. Kaiser wie Domitian liessen nicht zufällig ihr eigenes Abbild in die Tempel schaffen und ihren Untertanen befehlen, mit dessen Verehrung ihre Loyalität unter Beweis zu stellen. Die frühen Christen, die diese Ehrbezeugung mit Götzen dienst gleichsetzten und daher verweigerten, wurden strafrechtlich verfolgt.

Bilder waren für sie aber auch nach der Verfolgung mit der Angst verbunden, sich am Schöpfer zu versündigen.

Diese Angst wurde genährt durch die Ablehnung alles Sinnhaft-Sichtbaren, die sich unter dem wachsenden Einfluss der neuplatonischen Philosophie durchzusetzen begann und auch in der asketischen Bewegung zum Ausdruck kam. Alles wahrhaft Göttliche, so die gemeinsame Überzeugung vieler Philosophen und Theologen, ist eine rein geistige Angelegenheit – die sichtbare, materielle Welt ist dagegen nur Schatten und Abglanz einer höheren Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit könne und solle nicht durch den Versuch entwürdigt werden, sie bildhaft darzustellen.

Die in der eigenen Geschichte verwurzelte, «offizielle» Ablehnung der Bilder stand also dem in der Gemeinschaft vorhandenen Bedürfnis nach künstlerischem Ausdruck gegenüber und konnte sich nie ganz dagegen durchsetzen. Am Ende des 2. Jahrhunderts finden sich erste Abbildungen von Christus, etwa sinnbildlich als Hirte mit einem Schaf. Auch in den römischen Katakomben wird der tastende Versuch sichtbar, durch neue, aber auch bekannte hellenistische Motive (etwa Sonne, Mahlzeit oder Weinstock) eine christliche Bildsprache zu entwickeln.

Christliche und weltliche Kunst

Die Vordenker der Kirche mussten eingestehen, dass ein völliger Verzicht auf gestaltende Kunst weder sinnvoll war noch durchgesetzt werden konnte. Sie begannen deshalb, jene Unterscheidung zwischen heidnisch «sakraler» und unbedenklicher Kunst einzuführen, die der Antike eigentlich fremd war. Derselbe Clemens, der den «Schönheitssinn» geisselte, sah ein, dass gewisse «Kunstgegenstände» im Alltag schlicht notwendig waren – etwa Siegelringe zur Kennzeichnung von Eigentum. Er schlug vor, offensichtlich heidnische, aber auch moralisch unzulässige Motive aus der Erotik, der Jagd oder dem Krieg zu vermeiden und stattdessen Symbole zu wählen, denen eine christliche Bedeutung verliehen werden konnte –



Sara Stöcklin-Kaldewey hat Philosophie und Theologie studiert und ist Doktorandin am Lehrstuhl für Kirchengeschichte der Uni Basel.
sarastoecklin@gmx.ch



Land des Friedens – Tusche, Zeichnung, 25x30 cm (François Bosshard)

darunter eine Taube, ein Fisch oder ein Anker. Der Theologe Tertullian (~150-230) begegnete dem Problem christlicher Handwerker, die Götterbilder herstellen sollten, mit der Aufforderung, sich auf «neutrale» Arbeiten wie die Anfertigung von Stuckaturen zu verlegen.

Trotzdem blieb bis zu Konstantin (gest. 337) eine theologische Position vorherrschend, die noch um 300 n. Chr. an der Synode von Elvira bestätigt wurde: «In der Kirche soll es keine Bilder geben.»

Erst mit dem Einzug breiter Massen in die Kirche wurde die Diskrepanz zwischen Theorie und gelebter Wirklichkeit so offensichtlich, dass die Kunst nicht mehr nur toleriert, sondern auch theologisch legitimiert werden musste. Die christliche Gemeinschaft wollte sich nicht zur Wehr setzen gegen die prächtigen Kirchenbauten, die von nunmehr «gleichgesinnten» Kaisern gestiftet wurden. In ihrem erstarkten Selbstbewusstsein sah sie auch nicht ein, weshalb der christliche Siegeszug nicht gerade in dem Ausdruck finden sollte, was bisher als «Monopol» des heidnischen Kults galt. Unbefangen rühmten insbesondere die Kirchenväter des Ostens, wo seit Konstantin die meisten Kaiser beheimatet waren, Ausdrucksformen von Kunst wie Bildhauerei, Sakralbauten und Martyriumsdarstellungen.

Die in der Volksfrömmigkeit seit jeher stark verankerte Bilderverehrung konnte sich nun auch in der Kirche ausbilden und entfalten, befruchtet und inspiriert durch

neue Motive und Ideen. Sie wurde zwar immer wieder angegriffen und zeitweise verboten, fand aber auch immer wieder mächtige Fürsprecher. Der Neuplatonismus lieferte eine theoretische Begründung dafür. Das Abbild stand in dieser Sicht stellvertretend für das unsichtbare «Urbild» – wer das Abbild verehrte, verehrte in Wahrheit das Urbild. Die Ikone fand so ihren unangefochtenen Platz im Gottesdienst der orthodoxen Kirche – sie repräsentierte anschaulich das Heilige.

Im Westen wurde die Skepsis gegenüber Bildern weniger schnell und umfassend überwunden. Der Kirchenvater Hieronymus (347-420) erhob zwar keine dogmatischen Einwände mehr gegen christliche Kunst, war aber um die richtigen Prioritäten bemüht: «Welchen Nutzen hat es», fragte er, «wenn die Wände von Edelsteinen schimmern und Christus im Armen vor Hunger stirbt?» Auch Augustin (354-430) war gespalten. Er hielt Gemälde und Statuen für überflüssig und warnte davor, sich vom Sinn für Schönheit fesseln zu lassen. Andererseits war er überzeugt, dass die Schönheit der Natur und Kunst von Gott komme, ebenso wie die Empfänglichkeit für sie. Sie solle den Menschen zur wahren Schönheit Gottes hinwenden.

Die Zurückhaltung der Theologen fand auch im Westen wenig Widerhall in der breiten Bevölkerung – sie konnte der zunehmenden Kunstfreudigkeit der Christen keinen Abbruch tun. Doch sie führte dazu, dass die lateinischsprachige Kirche eine eigentliche Verehrung der Bilder im Gegensatz zur griechischsprachigen nach wie vor ablehnte. Statt darüber zu spekulieren, welche Art von Realität einem Bild zukomme, interessierte sie sich für Funktion und Aufgabe der gestaltenden Kunst für die Gläubigen. Dabei setzte sich ein Argument durch, das bis in die Neuzeit immer wieder vorgebracht werden sollte: Bilder sind die Buchstaben der Laien (*littera laicorum*) und die Bibeln der Armen (*biblia pauperum*). Der grosse Papst Gregor I. (540-604) setzte sich leidenschaftlich für diese Auffassung ein, die jenseits der Streitereien um die Bilderverehrung den pädagogischen und sogar missionarischen Zweck von Darstellungen betonte. Gerade den neu zugewanderten, ungebildeten Völkern könne «die Malerei das Lesen ersetzen». Es sei nicht dasselbe, «ein Gemälde anzubeten» wie daraus «den Gegenstand der Anbetung kennenzulernen». Was die Schrift denen biete, die des Lesens kundig seien, biete ein Bild allen übrigen.

Was ist christliche Kunst?

Die Parallelisierung von Wort und Bild wurde im Verlauf der Geschichte immer wieder angefochten, konnte aber leicht verteidigt werden in einer Gesellschaft, in der Bildung ein Luxusgut darstellte. Wie Kunst auszusehen hatte, verstanden werden sollte und welchen Platz sie in der persönlichen Frömmigkeit und im kirchlichen Leben verdiente, war hingegen dauerhaft umstritten. Dabei wurden selten neue Argumente ins Spiel gebracht, sondern auf diejenigen zurückgegriffen, die schon die frühen Kirchenlehrer vorgebracht hatten. Als Reaktion auf die prächtige Ausgestaltung der Klöster im Zuge der von

Obergemach
Acryl, Quarzsand, Graphit
auf Leinwand, 100x75cm.
Zeigt den Leidensweg der
Täuferbewegung nach
der Reformation.
(François Bosshard)



Cluny ausgehenden Reformbewegung forderten die Zisterzienser unter Bernhard von Clairvaux (~1090-1153) Schlichtheit und Strenge, indem sie wie Hieronymus auf die viel wichtigere Armenfürsorge verwiesen. Thomas von Aquin (1225-1274) argumentierte dagegen mit Augustin, dass Bilder Ehrfurcht erweckten und an die Schönheit Gottes erinnerten. Die Bettelorden sahen die andächtige Haltung wiederum gerade in einfachen und menschlichen Darstellungen Christi am besten zum Ausdruck gebracht.

Oft begründete dasselbe Argument auch unterschiedliche Positionen. Wenn Kunst etwa in der Renaissance als «Nachvollzug des göttlichen Schöpfungshandelns» gedeutet wurde (auch dies eine bereits in der Antike entwickelte Theorie), so bedeutete dies für manche eine Anmassung, für andere eine Rechtfertigung – schliesslich lag in der Nachahmung Gottes und der Nutzung der von ihm geschenkten Fähigkeiten geradezu die Bestimmung des Menschen.

Nicht mehr abzustreiten war, dass die Kunst ein Teil der Kultur war – auch der christlichen. In den meisten Fällen betraf der Kern der Kritik nicht mehr Bilder oder Werke, sondern die damit verbundene kirchliche Prachtentfaltung oder eine fehlgeleitete Volksfrömmigkeit. Wenn «abtrünnige» Gruppierungen wie die Waldenser oder Wiclifiten sich gegen Gemälde aussprachen, so war dies mitunter eher Sozialkritik als Bilderfeindschaft – die sakrale Kunst wurde als Herrschaftssymbol der feudalen Kirche wahrgenommen.

Die Kluft ist geblieben

Auch der grössere Teil der Reformatoren sah bei aller Skepsis mit Luther ein, dass Bilder an sich «weder gut noch böse» seien. Sogar Zwingli, der seine Kirche radikal von Kunstwerken befreite und nicht einmal den didakti-

schen Zweck von Bildern anerkannte, wollte letztlich nur die Gefahr einer «versehentlichen» Überhöhung gänzlich ausschalten – die Bildfenster im Zürcher Grossmünster etwa durften bleiben. Und Calvin, für den das biblische Bilderverbot weiterhin Gültigkeit hatte, erlaubte dennoch Illustrationen zur Belehrung und zum Vergnügen, wenn auch nur ausserhalb der Kirche. Ähnlich wie bei Clemens und Tertullian wurde zwischen gefährlicher und unbedenklicher Kunst unterschieden, wobei neben dem Inhalt der Bilder viel stärker ihre Verortung in der Kirche und im Leben diskutiert wurde.

Mit dieser Diskussion trug die Reformation wesentlich zur Säkularisierung der Kunst bei – sie minderte in Theorie und Praxis ihre Bedeutung innerhalb der Kirche und förderte damit ihre Entfaltung ausserhalb der Kirche.

Auch die katholische Kirche sah sich infolge der Auseinandersetzung genötigt, zwischen profaner und sakraler Kunst zu unterscheiden, gerade um letztere durch strengere Bestimmungen nach Aussen zu verteidigen. Aus der Trennung hervorgegangen ist die weitere Entwicklung einer Kunst, die sich in ihrer Freiheit doch immer wieder in den Dienst einer «Herrschaft» stellte – sei es eine religiöse, ideologische, gesellschaftliche oder politische. Die Kirche ist in ihrem Verhältnis zur Kunst nach wie vor gespalten. Eine echte Versöhnung – in Anerkennung unserer Überforderung gegenüber einer Gabe, die so Schönes und so Hässliches hervorbringen kann – hat bis heute nicht stattgefunden.

¹ Paidagogos 2,38, übers. von Otto Stählin (Bibliothek der Kirchenväter, www.unifr.ch/bkv)

Literatur: Horst Schwebel. «Die Kunst und das Christentum. Geschichte eines Konflikts». München, 2002.

SCHÖNHEIT UND KUNST

Dem Noch-nie-Gedachten eine Gestalt geben

Interview: Hanspeter Schmutz Anita Sieber Hagenbach ist Sozialarbeiterin, Dozentin am TDS Aarau und Künstlerin. Ihr Engagement für Gerechtigkeit spiegelt sich auch in ihrer Kunst. Das Ergebnis muss nicht immer schön sein. Aber es soll den Betrachter inspirieren.



Magazin INSIST: Wie sind Sie Künstlerin geworden?

Anita Sieber Hagenbach: Am Anfang stand die Leidenschaft. Ich habe mich immer gerne kreativ betätigt. Zu Hause wurde ich dabei weder speziell gefördert noch gehindert. Mit der Zeit merkte ich, dass ich im kreativen Bereich eine Begabung hatte. Ich begann, diese Begabung zu schulen. Über 10 Jahre lang besuchte ich Kurse an der Schule für Gestaltung und konnte an meinen Fähigkeiten feilen. Schliesslich kam es zu ersten Ausstellungen.

Es gibt viele Menschen, die schöne Bilder malen. Warum sind Ihre Bilder Kunst?

Künstlerische Schönheit muss den Betrachter ergreifen. Kunst muss etwas Erhabenes sein, sonst wirkt sie früher oder später banal oder bestenfalls gefällig. Kunst hat auch mit Qualität zu tun. Sie kommt in diesem Sinne wirklich von Können.

Wann haben Sie zum ersten Mal Schönheit empfunden?

Spontan erinnere ich mich an eine Ferienzeit am Meer mit meiner Familie. Ich war sechs Jahre alt und feierte meinen Geburtstag. Am Morgen in der Frühe war mein Vater an den Strand gegangen. Als er mich später weckte, brachte er einen kleinen Eimer mit. Er war gefüllt mit Muscheln, die man nur am Morgen finden konnte. Die Formen und Farben faszinierten mich. Das war vielleicht meine erste bewusste Erfahrung mit der Schönheit in der Natur. Sie war natürlich auch verbunden mit anderem: Ich hatte Geburtstag und stand im Mittelpunkt, wir waren erstmals in Italien und ich erlebte eine besondere Wertschätzung durch meinen Vater.

Gab es in Ihrem Haushalt Bilder oder andere Anstösse für Kunst?

Es gab schon ein paar Impulse. Ich erinnere mich an ein Anker-Bild. Meine Mutter hat auch öfters die Wohnung dekoriert. Sie hatte ein wirkliches Flair dafür. Darüber

hinaus war Kunst bei uns zu Hause aber kein wichtiges Thema.

Ist Empfindsamkeit für das Schöne eine Voraussetzung, um Kunst zu gestalten?

Wichtiger ist wohl die Lust, schöpferisch zu werden. Man will etwas Neues kreieren, alte Muster aufbrechen; man will Dinge zeigen, die vielleicht noch gar nie gedacht worden sind.

Die meisten Menschen weltweit empfinden das Matterhorn oder die drei Berge Eiger, Mönch und Jungfrau als schön. Das sind doch einfach nur Felswände. Ist das für Sie etwas Schönes?

Berge sind für mich an sich schon faszinierend. Seit ich 14-jährig war, ging ich immer wieder in die Berge. Dort lernte ich übrigens auch meinen Mann kennen. Ich fühle mich sehr wohl in den Bergen.

Gibt es so etwas wie ein universales Schönheitsempfinden, das diese Berge zu etwas Schönerem macht?

Eiger, Mönch und Jungfrau bilden ein Dreigestirn mit einer klaren Form, auch das Matterhorn hat eine spezielle Form und steht für sich. Das führt zu einer besonderen Anziehungskraft. Wahrscheinlich hat aber auch die Werbung zur Besonderheit dieser Berge einiges beigetragen. Und sicher auch die damit verbundenen Geschichten übers Bergsteigen.

Es gibt wahrscheinlich so etwas wie einen Wiedererkennungseffekt, eine Vertrautheit. Vielleicht hat man das Matterhorn nur als Bild gesehen, jetzt sieht man es plötzlich in der Realität. Vom Mittelland aus erkennt man Eiger, Mönch und Jungfrau oft nur im Dunst – wenn man sie dann mal ganz aus der Nähe sieht oder die Spitzen dieser drei Berge aus dem Nebelmeer ragen, sind das schon ganz besondere Momente.



Tiefe des Meeres (Micha 7,19) – 2009. Kunst am Bau im Treppenhaus, TDS Aarau, Frey-Herosé-Str. 9, 5000 Aarau. Verschiedene Gegenstände im Boden versenkt, abgedeckt mit Glas-Bodenplatte, beleuchtet. (Anita Sieber Hagenbach)

Falls es so etwas wie eine universale Schönheit gibt, kommt als Zweites eine persönlich gefärbte Auffassung von Schönheit dazu. Die Einen empfinden die Klänge eines Schwyzerörgelis als schön, andere nerven sich darüber. Die Zither ist in China ein beliebtes Instrument, wir würden vielleicht eher ein Gitarrensolo vorziehen. Wie kommen wir zu unserm persönlichen Schönheitsbegriff?

Unsere Kultur, das Umfeld, die Gruppe, in der wir leben und die Zeit, in die wir hineingeboren wurden, spielen dafür eine wichtige Rolle. Wenn ich mich in einer Gruppe bewege, die zeitgenössische Kunst als etwas Faszinierendes einstuft, dann bin ich eher bereit, mich darauf einzulassen.

In einem klassischen Konzert oder einem Jazzkonzert findet man meist Menschen mit grauen Haaren. Entwickelt sich das Empfinden für Schönheit im Verlaufe des Lebens, so dass in einer Spätphase das Verständnis für Jazz oder klassische Musik wächst?

Vielleicht hat auch dies mit Vertrautheit zu tun. Es braucht vorerst eine gewisse Zeit, in der man sich auf Neues einlässt. Wer zu Hause viel Jazz oder auch klassische Musik hört, wird wahrscheinlich eher einen Zugang zu dieser Musik finden. Gerade bei der klassischen Musik gilt: Je besser man sie kennt, desto mehr kann man sie auch beurteilen und schätzen.

Bei Konzerten mit klassischer Musik werden Stücke gespielt, die in der Regel weit über 100 Jahre alt sind. Zeitgenössische Kunst wird dagegen oft als unverständlich oder sogar als hässlich empfunden. Warum ist das so?

Vermutlich war es schon immer so, dass man sich an die zeitgenössische Kunst zuerst gewöhnen musste. Da gab und gibt es immer eine Polarisierung. Und das ist ja auch spannend. Wenn die breite Masse von Kunst angezogen wird, ist ein Teil von dem, was Kunst bewirken soll, bereits verpufft.

Gehört es also zur Künstlerin, dass sie der Zeit voraus ist?

Es geht darum, etwas Ungewohntes, etwas Neues zu erschaffen. Weil es noch nie da war, kann es auch provozieren. Wie weit die Provokation gehen darf, ist dann wieder eine Frage des Geschmacks oder der persönlichen Einstellung. Bei Kunst geht es darum, sich auf Neues einzulassen.

Steht von daher Schönheit in Spannung zu zeitgenössischer Kunst? Schönheit spricht ja eher das Gewohnte an, wie Sie gesagt haben. Muss moderne Kunst von daher sozusagen hässlich sein?

Vieles ist schon gesagt worden. Man hat deshalb versucht, an andern Orten etwas Neues zu finden. Ich denke, dass sich die Kunstszene auch deshalb von der schönen Kunst abgewendet hat. Bis vor kurzem war es in der zeitgenössischen Kunst fast ein Tabu, etwas Schönes künstlerisch darzustellen. Heute wird dieses Tabu aber wieder gebrochen.

Die heute gängige abstrakte Kunst wird von der breiten Masse kaum verstanden. Wenn sich ein Künstler verständlicher ausdrücken will, wird er in der Kunstszene zum Aussenseiter. Gibt es einen Gruppendruck, schräge Kunst zu machen?

Ich denke nicht, dass der Gegensatz zwischen konkret und abstrakt den Unterschied ausmacht. Franz Gertsch malt ja sehr konkret und wird trotzdem nicht belächelt. Ein Künstler, der nur noch Bekanntes wiederholt oder bei dem der Kommerz im Vordergrund steht, der wird in der Kunstszene nicht mehr ernst genommen. Ein Stück weit auch zu Recht.

Heute geht man aber weiter. Die Beschränkung auf das Mittel des Bildes oder der Skulptur als Ausdruck von Kunst wird in Frage gestellt. Man sucht heute andere, ganzheitlichere Formen, etwa eine Rauminstallation, bei der auch die Umgebung berücksichtigt oder andere Kunstformen wie Videoinstallationen einbezogen werden.

Schon in vorhistorischen Zeiten haben Menschen ihre Werkzeuge verziert. Kann man sagen, dass die Fähigkeit zur Kunst den Menschen zum Menschen macht?

Gott ist kreativ. Als er den Menschen in seinem Ebenbild erschuf, hat er die Fähigkeit zur Kreativität in den Menschen hineingelegt. Darum steckt in uns ein tiefes Bedürfnis, kreativ zu sein.

In der heutigen klassischen Musik verwendet man kaum noch die gewohnten Harmonien, man spielt z.B. Zwölftonmusik, bei der alle 12 Halbtöne einer Oktave gleich oft vorkommen. Das tönt dann ziemlich schräg. Manchmal werden auch nur noch Geräusche erzeugt. Ist das ein Ausdruck der heutigen Weltanschauung, in der Harmonien nicht mehr ehrlich wären?

Heutige Kunstschaaffende möchten die Widersprüche, die sie in sich empfinden oder die Ungerechtigkeit, die sie erleben, zum Ausdruck bringen. Und das ist nicht immer etwas Schönes. Wenn man moderne Kunst als hässlich empfindet, heisst das aber nicht automatisch, dass der Künstler oder die Künstlerin mit seinem Werk die Hässlichkeit der Welt zeigen wollte.

Wie sehen Sie den Zusammenhang zwischen Schönheit, Kunst und Sehnsucht?

Der Mensch ist ein Ebenbild Gottes. Das erzeugt eine Spannung, eine Sehnsucht nach Gott. Kunst ist eine Möglichkeit, grosse Gefühle in einer erhabenen Form auszudrücken.

Im Mittelalter betätigten sich die Kirchen oft als Auftraggeber für Künstler. Kunst stand so im Dienst des Glaubens. Später wurde mit Kunst oft Politik vermittelt. Heute hat man den Eindruck, dass es nur noch darum geht, sich selber künstlerisch zu verwirklichen. Teilen Sie diese Einschätzung?

Auch die meisten zeitgenössischen Werke vermitteln eine Botschaft, sie sind mehr als eine Selbstverwirklichung des Künstlers. Der Dialog mit dem Betrachter ist ein wichtiger Aspekt von Kunst. Wenn Kunst nur noch Selbstzweck ist, dann läuft sie sich zu Tode. Wahrscheinlich gibt es im Leben der meisten Kunstschaaffenden Phasen, in denen die Selbstdarstellung im Vordergrund steht. Wenn sie dabei stehen bleibt, hat ihre Kunst aber nicht Bestand.

Wie geschieht dieser Dialog mit dem Betrachter?

Zuerst gibt es den visuellen Eindruck. Ein Bild kann etwas auslösen in mir, es kann mich berühren. Ich selber rede gerne mit andern über ihre Eindrücke, wenn ich ein Werk betrachte. Ich lese gerne Biografisches über den Künstler, der etwas geschaffen hat, um ihn besser verstehen zu können. Gerade in Ausstellungen kann man sich aber nicht auf alles einlassen, weil die Fülle in der Regel zu gross ist. Aber auch da gibt es einzelne Kunstwerke, die mich spontan ansprechen und in die ich mich gerne vertiefe. Manchmal hilft es auch, sich eine Ausstellung zu Zweit anzusehen und darüber auszutauschen.

Was wollen Sie mit Ihren Kunstwerken vermitteln?

Ich nehme oft Lebens- und Glaubensthemen auf. In meinem Herzen bin ich auch als Künstlerin Sozialarbeiterin geblieben. Deshalb sind für mich Beziehungsfragen, Versöhnung oder die soziale Gerechtigkeit wichtige Themen.

Wissen Sie im Voraus, welche Botschaft Sie vermitteln wollen?

Manchmal weiss ich genau, was ich ausdrücken möchte. Manchmal entsteht die Idee auch erst beim Arbeiten. Bei Rauminstallationen ist die Umgebung eine wichtige Inspirationsquelle. Wenn ich ein Element des Glaubens darstellen möchte, komme ich immer wieder zurück auf die Schrift als gestalterisches Element. Ich baue dann ty-



Anita Sieber Hagenbach

(HPS) Anita Sieber Hagenbach, 48, verheiratet mit Urs Hagenbach, wohnt in Unterendingen AG. Als Sozialarbeiterin war sie knapp 20 Jahre im Drogenbereich tätig. Anschliessend lehrte sie neben ihrem künstlerischen Schaffen bis Februar 2011 am Theologisch-Diakonischen Seminar in Aarau. Ab März 2011 wird sie vollberuflich künstlerisch tätig sein. Sie ist Mitglied von «sichtpunkt», dem Fachkreis für Bildende Kunst der Vereinigten Bibelgruppen VBG, und engagiert sich in der reformierten Landeskirche Tegerfelden.

www.art-asi.ch; www.sichtpunkt.ch; kontakt@art-asi.ch

pografische Elemente in die Werke ein. Manchmal kann man die Wörter lesen; manchmal sind sie nur angeschnitten, weil sie in ihrer Bedeutung zu gross sind – wie etwa die Grösse von Gott, die jeden Rahmen sprengt. Manchmal ist der Dialog zwischen mir und Gott auch so intim, dass ich eine Schrift verwende, die niemand lesen kann.

Unterscheidet sich das Kunstwerk einer Künstlerin, die nicht an Gott glaubt, vom Kunstwerk einer christlichen Künstlerin? Ist der Glaube in der Kunst erkennbar?

Er ist wahrscheinlich nicht in jedem Fall erkennbar. Aber es gibt z.B. Ausdrucksformen der Kunst, die ich als Christin nicht benutzen würde. Als Christin kann ich mit meinem Gott durchaus auch mal streiten und dies künstlerisch ausdrücken. Ich kann Gott Fragen stellen. Kunst darf in diesem Sinne durchaus auch provozieren. Ich würde mir aber zum Beispiel nie anmassen, Gott ins Lächerliche zu ziehen.

Unterscheidet sich eine christliche Künstlerin auch darin, dass sie grundsätzlich an das Schöne glaubt, auch wenn es verborgen oder zerbrochen ist? Und dass sie von daher auch eine andere Kunst macht?

Die wirkliche und ganze Schönheit werden wir wohl erst in der neuen Welt erkennen. Vielleicht masse ich mir darum gar nicht erst an, die Schönheit ausdrücken zu wollen. Der Glaube an das Schöne muss sich nicht zwingend in einer andern Art von Kunst äussern. Der Hauptunterschied liegt wahrscheinlich in der Hoffnung auf diese andere Welt. Es sind nicht die Werke oder die Arbeitsweise, es ist die Haltung und die Motivation.

Das vollständige Interview wurde am 1.12.2010 auf Radio Life Channel ausgestrahlt. Download unter: www.lifechannel.ch

PERSÖNLICHE SCHÖNHEIT

Der Kampf ums Ansehen

Hanspeter Schmutz In den USA berücksichtigen Diebe bei ihren Überfällen gerne den Gottesdienst am Sonntagmorgen. Hier finden sie neben dem Geld im Opferstock auch viel Schmuck, den Frauen bei dieser Gelegenheit (auch) zur Ehre Gottes tragen.

Die Tipps zur Schönheit, die sich Jahr für Jahr in Zeitschriften finden, sind offensichtlich auch in den Köpfen der Christen und Christinnen angekommen. Die frühere Zurückhaltung wird nur noch in wenigen Gemeinden geübt. In den meisten Kirchen herrscht heute der gnadenlose Konkurrenzkampf – wie in der Welt draussen.

Schönheit ist keine Sünde

Gott schuf den Menschen «nach seinem Bilde», erzählt die Bibel, und das schliesst zweifellos die Schönheit mit ein. Das Ergebnis bezeichnete Gott als «sehr gut»; ein Güte-Urteil, das – aus diesem Munde gesprochen – wohl sämtliche menschlichen Vorstellungen von Schönheit übersteigt. Gemäss dem geschenkten Sinn für Ästhetik und im Gespräch mit ihrem Schöpfer begannen die Menschen, ihre Welt zu gestalten. Ein gepflegter Garten ist nicht zufällig das Urbild menschlich-göttlicher Gemeinschaft! Wer ein Gefühl für persönliche Schönheit entwickeln will, sollte vorerst mal die Tatsache geniessen, dass Gott Schönheit «gut» findet.

Ein unschönes Durcheinander

Seither ist in Sachen Schönheit offensichtlich einiges durcheinandergeraten: Die Welt ist grauer und mühseliger geworden; Machtstreben, Ausbeutung, Eifersucht und Lieblosigkeit sind Verhaltensweisen, die auch auf dem Boden der Schönheit ihre Wurzeln geschlagen haben. Ist das Streben nach Schönheit also nun gut oder schlecht?

«Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles baut auf. Alles ist mir erlaubt, aber ich darf mich nicht von irgendetwas beherrschen lassen» (1 Kor 6,12). Dies nennt die Bibel als ein Entscheidungskriterium für ethische Fragen. Gerade weil das ursprünglich Gute Züge der Zerstörung angenommen hat, kann die Sehnsucht nach dem Schönen zum Zwang ausarten. Diese Gefahren gilt es zu durchschauen, wenn es darum geht, die Spur zu einer «gesunden» Schönheit zu finden.

Was ist überhaupt schön?

Wer Wolle mit Naturfarben färbt, wird merken, dass diese



Hanspeter Schmutz ist Publizist und Leiter des Instituts INSIST.
hanspeter.schmutz@insist.ch

Farben immer zusammenpassen, unabhängig davon, wie sie kombiniert werden. In der Schöpfung finden wir ein Vorbild für Ästhetik, von dem wir jede Menge übernehmen könnten. Wir tun aber oft das Gegenteil davon. «Je heller, desto attraktiver», heisst das afrikanische Schönheitsideal seit den kolonialen Zeiten. In den Regalen der Supermärkte und Drogerien von Nairobi finden sich laut einem Zeitungsbericht 30 verschiedene Bleichprodukte, um diesem Ideal nachzuhelfen. Die meisten davon sind gesundheitsschädigend, weil sie Quecksilber enthalten. In Europa lautet das Ideal umgekehrt: Braungebrannte Haut markiert Jugendlichkeit, Attraktivität und Sportlichkeit.

Grafiker haben festgestellt, dass bei der Gestaltung einer Seite die einzelnen grafischen Elemente meistens um eine Symmetrieachse gruppiert werden. Das Harmonische scheint uns zu gefallen; daneben aber auch das Spezielle, Ungleichmässige und Ausdrucksstarke.

Die Freiheit nutzen

Es gibt wohl wenige objektive Kriterien für die Gestaltung unserer Schönheit. Wir haben also jede Freiheit, die eigene Kreativität und unseren Sinn für Ästhetik zu entwickeln. Diese Fähigkeit ist allerdings gefährdet. Modeschöpfer halten wenig von individuellen Vorstellungen, sie möchten möglichst viel Ware von der Stange verkaufen. Deshalb werden mit grossem Werbeaufwand Modetrends geschaffen, um Kundinnen und Kunden gefügig zu machen. Der Gruppendruck in unserem Umfeld bringt, wenn wir nichts dagegen unternehmen, auch noch den Rest unserer persönlichen Ästhetik zur Strecke.

Schönheit persönlich ausdrücken

Die folgenden Kriterien können bei der Gestaltung einer persönlich geprägten Schönheit helfen. Es ist wichtig, alle Kriterien gleichzeitig zu beachten, obwohl sie sich teilweise widersprechen. Mit der Gewichtung der einzelnen Kriterien beginnt bereits der Ausdruck der eigenen Persönlichkeit.

1. Gesundheit

Wichtig ist vorerst, dass wir uns wohlfühlen. Das ist u.a. eine Frage der Ernährung. Wer verantwortungsvoll mit seinem Körper umgeht, tut gleichzeitig etwas für seine Gesundheit. Hierzu gehört auch, dass wir bewusst und konzentriert, langsam und regelmässig essen – je nach Gesundheitslehre drei- bis fünfmal pro Tag. In unseren

Breitengraden wird generell zu viel Fett, Salz und Zucker gegessen. Weniger Fleisch und Saucen, dafür mehr Salat und Vollwertnahrung bedeuten mehr Gesundheit.

Auch in Kleidern und Schuhen sollten wir uns vorerst mal wohlfühlen. Naturfasern sind gesünder als synthetisches Material. Die bei uns angebotenen Körperpflegemittel sollten eigentlich gesund sein. Allerdings gibt es in verschiedenen Gesichtscremen und Farbtönern problematische Zusätze. Es lohnt sich, die Zusammensetzung der angebotenen Produkte zu prüfen und sie sodann mit Mass anzuwenden.

Genügend Schlaf und Bewegung sind preiswerte, aber umso wirkungsvollere Gesundheitsmittel.

2. Solidarität

Schönheit hat ihren Preis. Den sollten möglichst wir selber und nicht die Umwelt bezahlen. Eine Seife bringt genauso viel wie ein teures, mehrfach verpacktes Duschmittel. Viele Mittelchen fördern die Gesundheit und Schönheit wenig, mit den darin enthaltenen Ölen und Weichmachern belasten wir aber unsere Gewässer.

Wieviel Geld wir für die Schönheitspflege ausgeben wollen, ist zumindest eine Überlegung wert. Mir scheint es zynisch, wenn wir uns mit hohem Aufwand schön machen, während einige tausend Kilometer entfernt Menschen mangels Geldmittel um ihre Existenz kämpfen müssen. Volle Kleiderschränke laden zum Teilen ein – mit Benachteiligten unter uns, aber auch mit Menschen weiter östlich oder südlich.

3. Aussage

Die Art, sich zu kleiden und zu pflegen, sagt viel über die eigene Persönlichkeit aus. Wenn wir andere Menschen treffen, werden sie zuerst die Aussage unseres Outfits lesen und davon auf das Innere schliessen. Es ist deshalb wichtig, bewusst zu entscheiden, was wir mit unserem Äusseren sagen wollen.

Das lässt sich z.B. im Bereich der Erotik veranschaulichen. Die männliche Auffassung von Sexualität unterscheidet sich bekanntlich von der weiblichen. Eine glaubwürdige These besagt, dass Männer sexuelle Impulse zu einem grossen Teil über das Auge aufnehmen, während Frauen mehr auf Berührung und Beziehung ansprechen. So kommt keine Werbeagentur auf die Idee, einen halb-nackten Mann auf die Kühlerhaube des neusten Automodells zu setzen; ebenso wenig kann mit kurzen Männerhosen ein Geschäft gemacht werden, während der legendäre Minirock Männeraugen im Sturm erobert hat. Frauen, die sich bei ihrem öffentlichen Auftritt vor allem der sexuellen Komponente verschreiben, werden von Männern entsprechend eingeschätzt, auch wenn sie sich dessen nicht bewusst sind. Wer mehr als sexuelle Anziehung zu bieten hat, sollte dies auch zum Ausdruck bringen.

Muss man im Gottesdienst, wenn nicht üppigen Schmuck, so doch wenigstens eine Krawatte tragen? Ja, wenn man damit zum Beispiel die Freude an der Auferstehung von



Aus Skizzenbücher, Zeichnung, Collage (François Bosshard)

Jesus Christus ausdrücken will. Schliesslich begehen die Christen ihren Feiertag an einem Sonntag, weil sie dabei an den Ostermorgen denken. Man kann im Gottesdienst aber auch ganz bewusst Alltagskleider tragen und damit unterstreichen, dass Sonntag und Werktag zusammengehören.

4. Beweggründe

Es lohnt sich, auch über Beweggründe in Sachen Schönheit nachzudenken. Ich kann mich schön machen, weil ich zutiefst von meiner Hässlichkeit, von meinem Unge-nügen überzeugt bin. Dieser Eindruck lässt sich mit noch so viel Schminke und Zeit vor dem Spiegel nie überdecken. Wie und ob ich mich schön mache, steht in einem direkten Zusammenhang mit der Frage, wie ich meinen inneren Wert einschätze. Wenn ich überzeugt bin, dass Gott mich gut, schön und wertvoll findet, kann ich mich innerlich entspannen.

Die Schönheit seiner Liebe zu uns müssen wir nicht verbergen. Dieser Schönheit dürfen wir auch äusserlich Gestalt geben. Zugleich führt sie zu einer Ausstrahlung, die uns kein Schönheitsmittel geben kann. Darum können auch auf den ersten Blick hässliche Menschen schön sein.

Mit der äusseren Gestaltung unserer Schönheit werden wir immer ausdrücken, wer wir innerlich sind. Es spricht nichts dagegen, dass wir dies nach dem Überprüfen der genannten Kriterien bewusst und echt tun – und so unserer Persönlichkeit von innen nach aussen Profil verleihen.

Dieser Artikel erschien erstmals in «Contrapunkt» 4/91 und wurde dezent an aktuelle Beobachtungen angepasst.

STILFRAGEN

Kitsch, Plunder, Kleingeisterei

Dorothea Gebauer Was genau heisst Schönheit? Eine Frage, die (nicht nur) unter Christen unterschiedlich beantwortet wird.

Schönheit heisst, die richtigen Farben tragen

Ich sehe noch heute ihre entsetzten Augen vor mir und die Fassungslosigkeit darin. Dass so etwas passieren kann! Dass ein Frühlingstyp wie ich trotz Stilberatung es fertig bringt, sich über die gängigen Vorgaben hinwegzusetzen und Schwarz zu tragen! Mein Gegenüber ist zutiefst traurig und betroffen. Zerknirscht renne ich deshalb in den nächsten Kleiderladen und kaufe mir sofort bunte Tücher, die mein Frühlingsgesicht wieder weich und warm machen. Und ich erkenne still und stumm: Schönheit ist, wenn man nicht die falschen Farben trägt und der Stilberatung Gehorsam leistet. Immer. Denn es geht ja

auch darum, eine richtige Frau nach dem Bilde Gottes zu sein. Und das heisst in erster Linie: Schön sein!

Schön ist, was der Jugend dient

Als meine Gemeinde wegen zu hoher Mietpreise aus der Pauluskirche in Basel ausziehen muss, entbrennt eine ästhetische, aber nicht immer schöne Diskussion. Einigen von uns fällt es schwer, von einer Jugendstilkirche in Räumlichkeiten mit Sesseln aus braunem Cord, braunen Vorhängen und braunen Böden umzuziehen. Wir maulen. Noch mehr maule ich, als ich die braunen Klappstühle während der lebhaft und lebendig gestalteten Liturgie im



Gott hat seine Schöpfung berausend schön gemacht: Kleiner Vorhof (François Bosshard)

Einsatz erlebe. Jedes Aufstehen wird mit einem knallenden Zusammenschnappen quittiert. Nach dem Vaterunser: Dong! Nach dem Fürbittegebet: Dong! Nach der Lesung: Dong! Nicht nur meine Augen sind nun beleidigt, sondern auch meine sensiblen Ohren. Ich klage mich bei der Gemeindeleitung aus. Sie macht mir vorwurfsvoll deutlich, dass dieses braune Gebäude viele Räume für die Jugendarbeit biete. Deshalb sei es ein tolles Gebäude! Und damit aus und basta. Ich schäme und frage mich: Geht es denn um Schönheit oder um die Zukunft der nächsten Generation? Ich hatte offenbar auf ganz falsche Werte gesetzt. Schönheit? Pille palle, Schnick Schnack. – Mea culpa!

Schönheit heisst, wohlmeinende Dekoteams entsenden

Wann immer ein Event oder grösserer Gottesdienst ansteht, bricht sich die Lust auf Schönes Bahn. Glitzerzeug, Tücher, Plastikkügelchen, Wattebäuschchen – so wie es der Trend gerade will – werden flugs aus Kisten geholt. Ob das Hellblau oder Lindengrün eher zum Thema passt (soweit es eines gibt)? Ich habe an solchen Anlässen manchmal Angst, dass sich die Plastikkügelchen mit der Rahmsauce mischen oder ich am Ende nicht mehr weiss, was zum Anfassen oder zum Essen gedacht war. Ist das gekringelte gelbe Etwas nun aus Karton oder Marzipan? Ich plädiere deshalb energisch für weniger Dekoteams und stattdessen für mehr ernsthafte Think-Tanks mit der Frage, wie Schönheit in unseren Beziehungen, in unserer Sprache, in unseren Räumen und nicht nur auf den Tischen zwischen Tellern Eingang findet.

Schön ist, was sauber ist

In einem der Unternehmen, für das ich arbeite, fängt die Heiligung beim sauberen Wasserhahn oder in den Ritzen auf den Plätzen an. Ernsthafte Beauftragte entfernen das Zuviel an Gräsern, saugen mit lautem Getöse und säubern das Gelände so von vergänglichem Laub. Ich habe dann das schlimme Bedürfnis, den Resthaufen an farbigen Blättern vor dem Staubsaugermörder zu retten, sie in Richtung Himmel zu werfen (der sollte selbstverständlich blau sein) und damit für etwas Unordnung und Chaos zu sorgen. Aber hallo: Das wäre politically und ästhetisch nun wirklich nicht korrekt.



Dorothea Gebauer ist Kulturjournalistin, Mediensprecherin St. Chrischona und Redaktionsleiterin von «BART»-Magazin für Kunst und Gott. dorothea.gebauer@chrischona.ch

Sehnsucht nach Schönheit

BART, eine der ersten und einzigen Zeitschriften für bildende Künstler in der Schweiz, wendet sich auch an Christen. Sie will nicht unbedingt eine neue Zielgruppe gewinnen, sondern erst einmal die Künstler unter den Christen bedienen. Das tut sonst niemand. BART zitiert in der ersten Ausgabe eine Autorin, die sagt, dass in der etablierten Kunstszene häufig das Hässliche, Scheussliche oder Skurrile gewürdigt werde. Das habe dazu geführt, dass wiederum eine grosse Sehnsucht nach Schön-

Ich plädiere deshalb energisch für weniger Dekoteams und stattdessen für mehr ernsthafte Think-Tanks mit der Frage, wie Schönheit in unseren Beziehungen, in unserer Sprache, in unseren Räumen und nicht nur auf den Tischen zwischen Tellern Eingang findet.

heit aufbreche. Nehmen wir diese Sehnsucht doch ernst. Sie kommt von Gott. Kitsch und Plunder beleidigen ihn und machen ihn klein. Stilberater, Deko-Geschwader oder zwanghafte Putztrupps reduzieren den Gott, der nach Franky Schaeffer, Sohn des berühmten Francis Schaeffer, «a creative monster» darstellt, auf peinliche und kleingeistige Art und Weise.



Gladiolen und Lilien – Acryl auf Leinwand, 85x85 cm (François Bosshard)

Ob es uns gefällt oder nicht: Gott hat seine Schöpfung bezaubernd schön gemacht. Manche von uns hätten sie wahrscheinlich gerne etwas brauner, grauer, einheitlicher oder nüchterner. So eine Mischung aus sauber geputzter Finanzbehörde, steriler Sterbeklinik und coolem Grossraumbüro. So zeigt sich seine Schöpfung aber nicht. Schön, oder?



Viel aus wenig

Gedanken zur Brotvermehrung nach Johannes 6

Felix Ruther Es fällt auf, dass die sechs Wunderberichte¹ im Johannesevangelium «Zeichen» genannt werden. Am Schluss des Evangeliums² wird erwähnt, warum diese Zeichen aufgeschrieben worden sind. Johannes will dem Leser zeigen, dass Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, damit er glaubend in Jesus das wahre Leben findet.

Damit wäre auch schon das Entscheidende zur Brotvermehrung gesagt. Auch dieses Zeichen möchte den Glauben wecken. Aber nicht nur den Glauben an die Wunderkraft eines Propheten, den man zum König machen will³, weil er die Nahrungsvorsorgung garantieren kann. Das Leben und der Glaube, den Jesus erschliessen will, geht weit über alle irdischen Bedürfnisse hinaus. Nicht dass diese nicht betroffen wären. Der rein diesseitige Blick auf das, was Jesus tut, greift aber zu kurz. Ich möchte besonders auf zwei Aspekte dieses Textes aufmerksam machen.

Dankbar teilen, was gegeben ist
Jesus handelt wie ein jüdischer Hausvater bei der Eröffnung des

Mahles⁴. Jedem Essen geht der Lobpreis Gottes voraus. Auf jiddisch nennt man diese Gebete die «Broche»⁵. Die Broche vor dem Essen lautet: «Gesegnet bist du, Herr, unser Gott, Schöpfer der Welt, der du das Brot aus der Erde hervorbringst. Gesegnet bist du in Ewigkeit, Herr, unser Gott.»

Wir trauen uns nicht, Gott zu segnen, daher übersetzen wir im Deutschen «gesegnet» meist mit «gepriesen». In der Broche preist man zuerst Gott, dann nennt man den Grund. Man erinnert sich an das, was man bekommen hat, auch wenn es nur wenig ist. Dann erst wird die Bitte angefügt. Diese Reihenfolge meint eigentlich: «Gott, das haben wir schon von dir bekommen. Jetzt dürfen wir auch noch um etwas bitten.» Jede Broche endet mit dem nochmaligen Lobpreis und deutet damit die Gewissheit an: Was ich jetzt erbeten habe, das hat Gott zugesagt und er wird es auch geben. Deshalb kann ich ihn jetzt schon dafür preisen.

Hundertmal am Tag soll Gott eine Broche gegeben werden. Alles soll Dank sein. In unserem Abschnitt zieht uns Jesus mit seiner Broche in eine Dankbarkeit für das hinein, was uns gegeben ist und in das Vertrauen auf das, was daraus werden kann.

So könnte uns diese Geschichte anregen, wie Jesus das Gegebene einfach

einmal dankbar zu nehmen, es dann nicht krampfhaft und ängstlich rechnend festzuhalten, sondern das Wenige herzugeben, ohne vorherige Rückversicherung. Vielleicht ist das der erste Schritt zur Vermehrung des Wenigen.

Einfach mal anfangen

Jesus fragt: «Wo kaufen wir Brot, damit alle essen können?» Philippus rechnet nach und bemerkt, dass ihr ganzes Geld nicht ausreicht, um alle zu ernähren⁶. So rechnen wir: Es ist viel Not in der Welt. Was können wir da schon tun? Es ist doch alles nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Also lassen wir auch den Tropfen nicht fallen. Wir können ja nicht allen helfen – daher helfen wir erst gar nicht. Oft sind wir schon müde geworden, bevor wir den ersten Schritt gemacht haben; wir haben aufgehört, noch ehe wir angefangen haben. Wir rechnen, und dann geben wir auf. Wir sagen wie Andreas⁷: «Fünf Brote und zwei Fische – aber was ist das schon für so viele?» Das nennen wir dann «realistisches Denken».

Anders Jesus! Er sagt: «Fangt doch einfach einmal an.» Dann lädt er die Vielen ein, sich zu lagern. Er nimmt das Wenige, das da ist, spricht die Broche und das Wunder geschieht.

Jesus setzt unserm Rechnen und unserm Realismus seine Dankbarkeit und sein Vertrauen gegenüber Gott entgegen. Er lädt uns ein zu tun, was wir können. Und wenn unser rechnender Verstand sagt: «Das lohnt sich eh nicht!» – so wollen wir doch wagen und den ersten kleinen Schritt tun.

Was sagt uns das Gleichnis vom Senfkorn glauben⁸? Vielleicht dies: Es ist nicht so wichtig, dass unser Glaube gross ist, sondern dass wir aufgrund unseres kleinen Glaubens handeln.

1 1) Joh 2,11; 2) 3,43f; 3) 5,1f; 4) 6,1f; 5) 9,1f; 6) 11,1f

2 Joh 20,30.31; Kap. 21 ist ein Anhang

3 6,14

4 6,11

5 «Broche» kommt vom hebräischen Wort «beraka» und meint «Segensspruch».

6 6,7

7 6,9

8 Lukas 17,6



Felix Ruther ist Studienleiter der VBG und Präsident des Instituts INSIST. felix.ruther@insist.ch

Von Buttergipfeln und wohlfeilen Weinen



Die kleine Bündner Gemeinde Vrin

Hanspeter Schmutz Was gibt es Besseres als ein frisches Gipfeli aus dem Ofen des Bäckers vor Ort? Das sagte sich auch Alfred Hiestand, als er 1967 in einer ausgedienten Wäscherei seine erste Backstube einrichtete. Wer 40 Jahre später zur Generalversammlung der Firma gehen will, muss nach Toronto fliegen. Auch wenn die Firma bis heute mit ihrer Werbung heimatliche Gefühle ansprechen will: Ihre Geschichte widerspiegelt das Gegenteil von dem, was heute als «Terroir-Prinzip» bezeichnet wird.

Das Terroir-Prinzip kommt aus dem Weinbau. Es besagt, dass auch Weine von derselben Traubensorte je nach Standort unterschiedlich schmecken. Der Geschmack widerspiegelt den Boden, das Mikroklima, die Topografie und die Weinkultur eines speziellen Ortes. Er erzählt die Geschichte eines bestimmten Ortes. Solcher Wein ist so einmalig wie die Menschen, die ihn kultiviert haben.

Gipfeli für die Welt

Zurück zu Alfred Hiestand. 1967 lieh er sich 5000 Franken Startkapital und begann, mit Maschinen aus zweiter Hand Buttergipfel zu backen. Er belieferte täglich ofenfrisch Gastrobetriebe im Raum Zürich. 1975 stellte die Bäckerei den ersten tiefgekühlten Buttergipfel-Teigling der Schweiz

her. Das Geschäft mit tiefgekühlten Gipfeli war lanciert. Nun konnten zusätzlich Bäckereien beliefert werden. Mit dem Vorgaren des Teiglings liess sich 10 Jahre später eine gute Qualität mit dem bequemen, kurzen Aufwärmern kombinieren. Dies eröffnete weitere Absatzkanäle wie den Lebensmittel-Detailhandel oder Tankstellen. Heute umfasst das Tiefkühl-sortiment von Hiestand 200 verschiedene Backwaren – vom Gipfeli bis zur Steinofen-Pizza.

Hiestand verwendet laut Website – zumindest bei den selber hergestellten Backwaren – «umweltschonend produzierte Getreide- und Mehlsorten», Eier, die «wo möglich aus Boden- oder Freilandhaltung» kommen. Lebensmittelzusatzstoffe werden nur verwendet, «wenn keine Alternativen möglich sind». Bei zugekauften Backwaren von Drittanbietern sinken allerdings die Qualitätsansprüche. Im Vordergrund steht das Preis-Leistungs-Verhältnis.

Der Gipfelibäcker Hiestand wurde 2008 mit der irischen IAWS Group zur Firma Aryzta fusioniert. Die Generalversammlung der globalen Firma wird nun dort durchgeführt, wo gute Investoren wohnen oder neue Märkte erschlossen werden können. Damit erspare sich der Konzernchef auch «kritische Voten, von Aktionären, die den mit dem Tagungsort verbundenen zeitlichen und finanziellen Mehraufwand nicht auf sich nehmen wollen oder können», meint dazu der emeritierte Wirtschaftsprofessor Max Boemle von der Universität Freiburg.

Die Hiestand-Geschichte zeigt, wie aus einer originellen Idee eine globale Firma wachsen kann. Sie lässt aber auch erahnen, was geschieht, wenn das Geld die Idee verdrängt.

Das Terroir-Prinzip

Ganz anders das Terroir-Prinzip¹. Es ist nicht billig, denn es verlangt Geduld und Sorgfalt. Das Ergebnis der Arbeit ist unmittelbar an den Früchten zu erkennen. Anbieter und Abnehmer sind sich nahe, sie kennen und vertrauen sich. Kurze Wege schonen die Umwelt, Wirtschaftskreisläufe werden vor Ort geschlossen. Das stärkt und fördert die Gemeinschaft: Wer dem andern so nahe kommt, muss Nähe aushalten und gestalten wollen.

Das Terroir-Prinzip gibt es aber nicht nur im Weinbau. Es kommt auch im bündnerischen Vrin zum Ausdruck. Hier hat der Architekt Gion A. Caminada ein Gemeindehaus gebaut, aber auch Geissen- und Kuhställe, Wohnhäuser, eine Mehrzweckhalle, ein Schulhaus, eine Metzgerei und eine Kapelle restauriert. Mit Handwerkern und Baumaterial vor Ort. Seine Architektur orientierte sich am ortsüblichen «verwitterten Blockbau».

Das Terroir-Prinzip gibt es auch für die christliche Gemeinde. Es beginnt dort, wo sich die Christen nicht mehr im freikirchlichen Zentrum am Rand der Autobahn treffen, sondern vor Ort. Wo sie als Leib von Jesus Christus spüren, was ihre Mitmenschen brauchen, und ihre gute Botschaft mitten in dieser Gemeinschaft leben und bezeugen. Das ist nicht billig. Aber die Wege zum Glauben werden kürzer. Sein Geschmack zeigt sich unmittelbar an den Früchten. Trotz aller Unvollkommenheit kann die christliche Gemeinde vor Ort zu einem guten Geruch werden, der uns und unseren Mitmenschen zum Leben verhilft².

¹ Das Buch zum Terroir-Prinzip: Held, Thom. «Berührt vom Ort die Welt erobern». Zürich, Helden Verlag, 2006. Gebunden, 471 Seiten. CHF 58.–. ISBN-13 978-3-905748-03-1
Siehe auch das WDRS-Prinzip der Nähe im Magazin INSIST 4/10 auf S. 34

² 2 Kor 2,15.16



Hanspeter Schmutz ist Publizist und Leiter des Instituts INSIST
hanspeter.schmutz@insist.ch



Szene aus «Haus des Friedens»/theater-bonn.de

«Haus des Friedens»

Adrian Furrer «Friedens erzwingende Mission» – der Ausdruck kommt im Theater-Text des 40-jährigen Lothar Kittstein nicht vor. Doch diese Definition des Natoeinsatzes in Afghanistan beschreibt ziemlich genau die «frag-würdige» Situation, in der sich drei Soldaten der deutschen Bundeswehr während ihres Einsatzes in der Einöde eines islamischen Landes befinden.

Kittstein fackelt nicht lange, wenn er die Zuschauer in die Welt seines Stücks einführt: «Scheisse, wir sind auf zweieinhalb-dreitausend Meter. Am Arsch der Welt! Wir sitzen mitten im Scheissgebirge fest ...» Wegen eines Motorschadens an ihrem Jeep sind die drei Westler in der zentralasiatischen Hochebene eingesperrt, im «Haus des Friedens» einer ehemaligen Impfstation, die dem Stück seinen Namen gegeben hat. Sie haben viel Zeit. Die Reparatur am Fahrzeug zieht sich hin. Lorenz, für die Reparatur zuständig, will eigentlich von hier gar nicht weg, diesem Unort relativer Ruhe, weit weg vom Kampfgeschehen. Er ist in diesen Krieg hineingeschlittert. Sein Lebensstil war mit dem «normalen» Leben nicht kompatibel, zu direkt, zu naiv, zu gutgläubig. So hat er halt beim Militär angeheuert.

Gläubig – ernsthaft?

Alles andere als gutgläubig und naiv ist Jost, der Kommandant mit Hippie-vergangenheit. Er hat sich eingerichtet in der Leere der Landschaft und der Desillusionierung. Trotz seiner gelegentlich aufbrausenden Unberechenbarkeit geht von ihm eine rauhebeinige Verlässlichkeit aus. Ihm ist alles Idealistische zuwider.

Ganz im Gegensatz zum dritten Soldaten, der eine Soldatin ist: Marie, gebildet, schön, aus gutbürgerlichen Verhältnissen. Sie wollte in diesen Krieg, sie glaubt an diese Mission, sie glaubt an ihr Heimatland mit seinen

westlichen Werten wie Freiheit und Gleichheit. Und sie glaubt an Gott. Lorenz: «Scheisse, sorry. Du bist – bist gläubig?» Marie: «Ja.» Lorenz: «Echt?» Marie: «Ja!». Lorenz: «Also, ich meine ernsthaft? So mit allem Drum und Dran?» Marie: «Nein, ohne Drum und Dran.» Lorenz (lacht): «Okay – finde ich toll.» Marie: «Es ist toll.»

Dem Autor ist es gelungen, diesen so unterschiedlichen Menschen eine eigene Sprache zu geben und den Schauspielern des Zürcher «Theaters an der Winkelwiese» gelingt es unter der Leitung von Stephan Roppel, diese Sprachen in die Realität der Körper zu transformieren. So entsteht aus dem undramatischen Warten ein spannender Theaterabend. Die divergierenden Hoffnungen, Ideen und Sehnsüchte der Figuren prallen aufeinander und bewegen die Zuschauer gerade in ihrer Unterschiedlichkeit. Sie berühren sie – und erschrecken sie auch.

Die grossen Fragen

Lorenz fängt unvermittelt an, über die Reinheit der weissen Haut zu schwadronieren. Jost, traumatisiert durch den Verlust eines seiner Soldaten, für dessen Tod er sich verantwortlich fühlt, weiss nicht, wohin mit seinem Verlangen nach Nähe, Zärtlichkeit und Vergebung. Er meint, in Marie die Inkarnation des getötenen und von ihm geliebten Milan zu erkennen. Und Marie, die in ihrer entwaffnenden Gradlinigkeit und toughen Sexiness eben noch als Beispiel für modernes Christsein hätte erhalten können, beginnt plötzlich, von Bergen zu schwärmen, die «aussehen, wie ein Heer von stummen, kahlköpfigen, breitschultrigen Ker-

len» – und brennt darauf, endlich kämpfen zu dürfen.

Lothar Kittstein zeigt uns auch die unappetitlichen Widersprüchlichkeiten und Gefährdungen seiner Figuren. Aber er verrät sie nicht und damit auch nicht die grosse und unangenehme Frage, die er mit seinem Stück stellt: die Frage nach der Opportunität von «friedens erzwingenden Massnahmen». Demokratie und Menschenrechte, die Werte der Aufklärung, meint er in einem Interview für die Programmzeitschrift des Theaters, seien für ihn Universalien, an die er glaube und die verteidigt werden müssten. Wie das geschehe, ohne schuldig zu werden, sei das Thema des Stücks: «Es geht um die Verluste, die wir in dieser Auseinandersetzung erleiden. Und ja: auch um die Schuld, die wir vielleicht auf uns laden, selbst wenn wir das Richtige tun.»

Kittstein stellt aber auch – und das ist das Aussergewöhnliche an dieser Theaterarbeit – seinen Glauben an die Aufklärung, die, wie er sagt, den Werten der Religion überlegen sei –, ernsthaft zur Diskussion. Man verliere etwas, wenn man an Aufklärung glaube, einen Trost, eine Gewissheit, eine Geborgenheit. «Für mich war die Konfrontation mit einer Welt, die selbstverständlich vom Glauben geprägt ist, teilweise von religiösem Fanatismus, ein wichtiger Antrieb beim Schreiben. Weil diese Konfrontation eben auf Leerstellen, auf Widersprüche in der eigenen Welt verweist.»

Dass diese Konfrontation nicht nur im fremden Land, sondern im «Haus des Friedens» selbst stattfindet, ist vielleicht die interessanteste Volte dieses Theaterabends.



Adrian Furrer ist professioneller Schauspieler und lebt in Henggart ZH.
adrian.furrer@sunrise.ch

«Ich lebe, wenn ich Gott suche und fühle»

Dorothea Gebauer Die Auseinandersetzung mit Tolstoi, inszeniert durch seinen 100. Todestag, gestaltet sich lebhaft und zum Glück nicht so, dass lediglich eine Ikone abgestaubt würde.

Sein Schaffen wird biografisch erhellt und nach Glaubwürdigkeit abgescannt. Seine Kreuzersonate, die den Untertitel «Eine Frage der Schuld» trägt, will man nicht nur als weltliterarisches Dokument sehen, das auf geniale Weise Ehe- und Eifersuchtsdramen abbildet, sondern als Reflexion des eigenen, ganz privaten Beziehungsdilemmas.

Die Ehefrau liefert Puzzleteile zum ganzen Bild

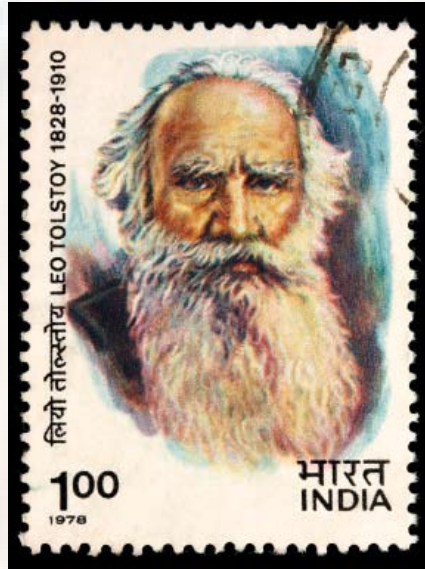
Die Literaturkritik entdeckt neu die Frau an Tolstois Seite. Parallel zur Kreuzersonate ist auch ein Werk aus ihrer Feder entstanden: «Wessen Fehl? Die Erzählung einer Frau.» Sofia Tolstaja war Assistentin ihres Mannes. Sie kümmerte sich um die Veröffentlichungen und erzog nebenbei noch 13 Kinder. Tolstoi, der Vordenker in Sachen Erziehung, hat seiner Frau die Erziehung der Kinder komplett überlassen und soll ihr zugemutet haben, die 1650 Seiten «Krieg und Frieden» sieben Mal abzuschreiben.

In Russland aktueller denn je: Tolstois Themen und Thesen

Der 100. Todestag einer seiner Helden wurde in Russland sehr unterschiedlich aufgenommen. Manche setzen ihn in eine Verwandtschaft zu Alexander Solschenizyn; andere zu Putin, der in Tolstoi eine Art Vorbild für einen aufgeklärten, liberalen Konservatismus sehen will. Hat



Dorothea Gebauer ist Kulturjournalistin, Mediensprecherin St. Chrischona und Redaktionsleiterin von «BART» – Magazin für Kunst und Gott. dorothea.gebauer@chrischona.ch



Ausgerechnet Indien widmete Leo Tolstoi zum 100. Todestag eine Briefmarke.

Tolstoi einen Platz in Russland? Darüber streitet man sich in den Feuilletons. Nikita Michalkow, ein Filmregisseur, hat mit seinem Manifest «Wahrheit und Recht» eine Debatte ganz im Sinne und nach dem Wertekanon Tolstois eröffnet: Darin sind Gottesfurcht, die Liebe zur Familie sowie ein Mix aus freier Markt- und Planwirtschaft wichtige Anliegen.

Literaturkritik hin und her, Tolstoi fasziniert. In aller Widersprüchlichkeit ist er so unglaublich Vieles: Dichter, politischer Reformier, Moralist und Mystiker, Romancier, Visionär und geistiger Führer. Er schreibt Aphorismen, Romane, Traktate, Bekenntnisse. Macht sich auf und besucht Charles Dickens oder den Pädagogen Fröbel. «Anna Karenina» und «Krieg und Frieden» sind die weltweit am meisten gelesenen literarischen Bücher.

Die Lebenskrise

Doch so viel Ruhm hat schon zur Zeit des Autors seinen Preis. Tolstoi fällt in eine tiefe Lebenskrise, die ihn an den Rand des Selbstmords treibt. In «Meine Beichte» formuliert er es so: «Und das geschah mir zu einer Zeit, in der mir von allen Seiten das ge-

worden war, das man vollkommenes Glück nennt. Es war damals, als ich noch nicht fünfzig Jahre alt war. Ich hatte eine gute Frau, die mich liebte und die ich liebte.» Er sucht überall nach Antworten, denn: «Hat man die Antwort nicht, so kann man nicht leben. Sein Blick in die Wissenschaften lässt ihn sagen: «Du bist das, was du dein Leben nennst, du bist eine vorübergehende, zufällige Verkettung von Molekülen. Du bist ein zufällig zusammengeballter Klumpen von irgendwas.»

Die Neugeburt: Zur Spiritualität Tolstois

«Meine Beichte» ist der wichtigste autobiographische Text Tolstois. Er ist Dokument seiner geistigen Umkehr und zeigt, wie radikal er sich von seinem bisherigen Leben abwendet. Er will Gott nahe sein. Zuvor hatte er mit dem Zölibat sympathisiert, als Vegetarier gelebt und den alles korrumpierenden Reichtum des zaristischen Russlands kritisiert. Das mag mit einer der Gründe gewesen sein, weswegen nach seinem Tod Tausende Bauern seinem Sarg folgten. Dabei ist «Die Beichte» nicht nur das Dokument einer mystischen Erfahrung. Es geht auch um das Bekennen von Schuld: «Ich habe im Krieg Menschen umgebracht, zum Duell geordert, um zu töten, im Kartenspiel verloren, habe die Arbeit der Bauern ausgenutzt, sie bestraft, habe gefehlt, betrogen, Lüge, Raub, Wollust, Trunksucht, Gewalt, Mord – es gibt kein Verbrechen, das ich nicht begangen hätte.» Er findet schliesslich Frieden und resümiert: «Lebe, indem du Gott suchst, denn es gibt kein Leben ohne Gott.»

Lesetipps für die dunklen Tage:

Ulrich Schmid: «Leo Tolstoi» (C.H. Beck)

Tolstoi und die Sprache der Weisheit

(Vandenhoeck und Ruprecht)

«Meine Beichte» erschienen bei Suhrkamp, INSEL Taschenbuch.

16 Fragen an Paul Kleiner

... gestellt von Hanspeter Schmutz Paul Kleiner ist in einer Missionarsfamilie aufgewachsen und fürchtet sich deshalb weder vor Schlangen noch vor dunklen Nächten. Die soziale Gerechtigkeit ist dem Leiter des Theologisch-Diakonischen Seminars Aarau bis heute ein wichtiges Anliegen.



Ihre erste Kindheitserinnerung?

Was ist eigene Erinnerung, was ist unterstützt durch Fotoalben und fremdes Erzählen? – Unser Hausangestellter in Nigeria tötete eine Schlange, und wir vier Kinder posierten stolz mit ihm für eine Foto. Als etwa Achtjähriger stand ich neben ihm und der toten Schlange. Dabei fühlte ich mich sehr mutig und stolz; meine älteren Brüder hatten nämlich Angst und wollten nicht so nahe beim toten Tier stehen.

Ihre erste positive Glaubenserfahrung?

Seit ich mich erinnere, gehört Gott zu meinem Leben. Er gab mir Mut und bewahrte mich, wenn ich in Nigeria nachts im Dunkeln auf die Latrine ausserhalb des Hauses gehen musste.

Ihre erste Enttäuschung im Glauben?

Als ich Teenager war, verliess ein Mitglied der Gemeindeleitung über Nacht unsere Gemeinde und schloss sich einer Gruppe an, die wir als Sekte ansahen. Das erschütterte mich bzw. uns: Wenn das einem so gestandenen Mann passieren kann, wer garantiert dann uns Jungen, dass wir im Glauben bleiben?

Ihre erste Erfahrung mit dem weiblichen Geschlecht?

In der sechsten Klasse hatte ich meine erste Freundin. Ich wollte nicht hinter den andern Klassenkameraden zurückstehen.

Ihr grösster Karrieresprung?

Ich bin in einer Profession tätig, in der es keine ausgesprochenen Karrieren gibt. Die Beteiligung im Leitungsteam und die Übernahme der Hauptverantwortung im Seminar in Lubango / Angola bzw. im TDS Aarau erlebte ich nicht als ausgeprägten Sprung, sondern eher als Entwicklung.

Ihre grösste Schwäche?

Mich als Mass aller Dinge zu nehmen.

Auf die berühmte Insel nehmen Sie mit ...

Meine Frau.

Das schätzen Sie an einem Freund:

Ein offenes Ohr; Verschwiegenheit; Ehrlichkeit.

Die ideale christliche Gemeinde:

Sie sieht Gott von Angesicht zu Angesicht in der Vollendung.

Bei Ihrem letzten Gebet ging es um ...

... den Glauben meiner Studierenden und Mitarbeitenden.

Darum würden Sie nie beten ...

Sag niemals nie ...

Das verstehen Sie nicht in der Bibel:

Gott. Er und insbesondere seine Liebe übersteigen mein Verstehen.

Ihr Lieblingspolitiker bzw. Ihre Lieblingspolitikerin:

Keine.

Wenn Sie Bundesrat wären, würden Sie als Erstes ...

Ich bin relativ pragmatisch. Da ich das Amt nicht anstrebe und es mir auch nicht von selbst zufallen wird, habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht, was ich als Bundesrat tun würde. Vielleicht der Sekretärin freundlich «guten Morgen» sagen und meinen leitenden Mitarbeitenden gut zuhören.

Die soziale Gerechtigkeit wird für Sie am meisten verletzt, wenn ...

Auf der individuellen Ebene halte ich die Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit, Blindheit und Abgestumpftheit gegenüber materiell Armen in der Schweiz und weltweit für etwas vom Schlimmsten. Strukturell gesehen ist es für mich sehr traurig, wenn Schweizer Vertretungen unsere wirtschaftlichen Interessen höher gewichten als das Leben oder Überleben von Menschen ausserhalb der Schweiz.

Der Tod ist für Sie ...

«Komm nun, höchstes Fest auf dem Wege zur ewigen Freiheit, Tod, leg nieder beschwerliche Ketten und Mauern unsres vergänglichen Leibes und unserer verblendeten Seele, dass wir endlich erblicken, was hier uns zu sehen missgönnt ist» (Dietrich Bonhoeffer).

Pfr. Dr. theol. Paul Kleiner ist 49-jährig. Er wirkt als Rektor und Dozent u.a. für Neues Testament und Ethik am TDS Aarau. Er ist verheiratet.



«Wegweiser»-Geschäftsführer Sascha Lang



Kurt Enderli, Gemeindeammann von Wilen



Jubilar Henry Dunant

Sozialer Wegweiser

(HPS) Jugendliche, ältere Menschen, aber auch Familien fragen sich heute oft, wie es beruflich weitergehen soll, woher das Geld für den Lebensunterhalt kommt oder wie gesundheitliche Probleme überwunden werden können. Für diese Fragen stehen die unterschiedlichsten Ämter, Institutionen und Fachstellen bereit. Es sind so viele, dass oft nicht mehr klar ist, wer wofür zuständig ist.

An dieser Stelle steht der Wegweiser der Stiftung Wendepunkt. Jeden Mittwochmorgen sitzen im Restaurant Laterne in Aarau Fachleute, die unkompliziert weiterhelfen. Sie zeigen mögliche Wege zur Lösung der Probleme auf, bieten Unterstützung bei administrativen Problemen und begleiten auf Wunsch die Fragesteller zur richtigen Fachstelle. Die Beratung erfolgt kostenlos mit Hilfe eines breiten Beziehungsnetzes. Sie ist laut Prospekt «neutral und objektiv». Und vor allem: Alle Angaben werden vertraulich behandelt.

Hinter diesem niederschweligen sozialen Angebot steht die christliche Sozialunternehmung Stiftung Wendepunkt. Zu ihrem Dienstleistungsangebot gehören 550 Arbeits-, Ausbildungs-, Wohn- und Tagesplätze mit dem Ziel, Menschen in ihrer beruflichen und sozialen Integration zu unterstützen.

www.wende.ch

Ethik für Gemeinden

(HPS) Seit fünf Jahren verleiht die Fachschule für Ingenieurswesen und Management des Kantons Waadt den Schweizer Ethikpreis. «Damit werden Unternehmen, öffentliche Institutionen oder Gemeinden für eine spezielle Leistung im Bereich der Ethik, des sozialen Engagements oder der nachhaltigen Entwicklung belohnt.»

Diesmal war auch eine politische Gemeinde aus der Deutschschweiz unter den Kandidaten. Unter der Leitung von Gemeindeammann Kurt Enderli läuft in Wilen TG (bei Wil SG) seit einigen Jahren eine werteorientierte Dorfentwicklung. Unter Mithilfe von Schülerinnen und Schülern aus dem Dorf ist ein aussagekräftiges Dorf-Leitbild entstanden, das nicht nur die Ziele des Dorfes, sondern auch seine Werte deutlich macht. Insgesamt sind es 17 Werte, darunter «Freundlichkeit, Solidarität, Rücksicht, Verantwortung und Toleranz».

Auch wenn der Gemeindeammann mit diesem werteorientierten Leitbild auf Anrieb keinen Preis gewinnen konnte, bleibt das Ziel, Wilen zu einem Dorf zu machen, das seine «Lebensqualität durch Nähe» erzielt. Ein Anliegen, das von vielen Akteuren im Dorf mitgetragen wird.

www.wilen.ch
Quelle: Tagblatt vom 8.11.10

Dunant – ein christlicher Querdenker

(HPS) 2010 hat uns u.a. eine Briefmarke an den Todestag von Henry Dunant erinnert – den Gründer des Roten Kreuzes. Dunant war Geschäftsmann und Visionär. Als 1859 in der Schlacht von Solferino im Kampf um die Vorherrschaft in Europa über 40'000 Soldaten ums Leben kamen, organisierte er spontan Hilfe für beide Lager, schrieb anschliessend ein Buch über seine Eindrücke und forderte ein internationales Abkommen zum Schutz der Kriegssopfer. 1863 gründete Dunant die Vorgängerorganisation des IKRK. Als Geschäftsmann ging er pleite und wurde gesellschaftlich kalt gestellt. Erst im hohen Alter wurde er – auch dank eigenem Lobbying – mit dem ersten Friedensnobelpreis geehrt.

Der Mann war ein Querdenker und schwebte zeitlebens zwischen Genie und Wahnsinn. Er kritisierte die Gleichgültigkeit der Kirchen in sozialen Fragen. Trotz aller Brüche: Seine Motivation war zutiefst christlich begründet. Dunant starb am 30. Oktober 1910. Ein spannender Mann, der Trends gesetzt hat, die bis heute wirksam sind.

Dokumentation der SEA über Henry Dunant:
<http://each.ch/stellungnahmen>
Zoom-Sendung mit Thomas Hanimann, dem Autoren der obigen Dokumentation:
<http://lifechannel.ch/artikel/12790.html>

Atheisten fordern die Christen heraus

Die paar wenigen Atheisten in der Schweiz sind auf Werbetour. Sie lassen sich dabei einiges einfallen. Während sie in Deutschland mit einem Werbebus durch die Lande fahren – und sich prompt einen Christenbus am Heck einhandelten, versuchen es die Schweizer Freidenker mit mehr oder weniger gelungenen Provokationen: Das Kreuz muss weg – oder zumindest das Kruzifix aus den Schulzimmern. Und die Bibel sollte für Kinder unter 16 Jahren verboten werden. Alle drei Provokationen sind Steilvorlagen, für die sich die Christen bei den Atheisten eigentlich bedanken sollten. Die Atheisten ermöglichen so den Christen, die Bedeutung dieser Symbole öffentlich zu erläutern. Zum Beispiel so:

Natürlich haben die Atheisten recht, wenn sie gewisse Inhalte der Bibel als «pornografisch» oder «brutal» bezeichnen. Es gibt tatsächlich einige Stellen, die alles andere als jugendfrei sind. Dass die Bibel damit «für viele Probleme verantwortlich» sei, wie dies der selbst ernannte «Anti-Christ» und Hindu Titus Panakal behauptet, ist allerdings Unsinn. Die Bibel spiegelt das ganze Leben – auch in seinen Abgründen. Und dazu gehören auch sexuelle Ausschweifung, Mord und Totschlag – damals wie heute. Was im – zugegebenermassen oft brutalen – Alten Testament erst in Ansätzen aufleuchtet, wird im Neuen Testament endgültig klar: Es gibt einen Ausweg aus diesen Abgründen. Auch für Leute, die sich moralisch weit über den bemängelten Stellen sehen. Dieser Weg, diese Wahrheit und dieses Leben sind personifiziert in Jesus Christus. Er reisst uns heraus aus dem Dunkeln, auch aus Pornografie und gewalttätigem Verhalten.

Sollte man die Bibel wegen gewissen eindeutigen Stellen für Minderjährige verbieten? Als Marketingtrick ist das keine schlechte Idee. Man stelle sich vor: Ab sofort dürfen Schüler die



Bibel nur noch im Verborgenen lesen. Die Umsetzung dieses Verbotes dürfte aber ebenso schwierig sein wie das Verbot von Internetseiten mit pornografischen und brutalen Inhalten.

Ja, die Bibel ist ein gefährliches Buch: Sie kann unser Leben nachhaltig verändern.

Andere wollen das Kruzifix – das Kreuz mit dem angenagelten Christus – aus den Schulzimmern entfernen, weil Schülern eine solche Folterszene nicht zuzumuten sei. Vielleicht müsste der leidende Christus wirklich aus dem Blickfeld der Feinfühligten gerückt werden. Besser aber wäre es, im Unterricht zu erklären, warum Christus am Kreuz leiden musste. Und warum dies auf brutalste Art geschah. Christus wurde zum Tod verurteilt, weil er beanspruchte, Gott zu sein. Der Sohn Gottes – selber ohne jede Schuld – hat am Kreuz die Ungerechtigkeit dieser Welt samt ihrer Brutalität auf sich genommen. Er hat jede menschliche Schuld mit sich in den Tod genommen. Er ist der universale Sündenbock – gerade für Leute, die nicht an ihn glauben. Seit Karfreitag und Ostern kann und will er uns definitiv entschuldigen. Wer sein Leben auf diesen Jesus setzt, wird gerettet und hat die Möglichkeit, eine neues Le-

ben zu beginnen, ein Leben, das die Qualität «ewig» hat. Das dürfte auch noch dem schragsten Schüler zumindest ein heimliches Dankgebet in Richtung Kruzifix entlocken.

Bleiben noch die Kreuze auf unersenen Höhen. Die meisten Kulturen haben den Schnittpunkt zwischen Himmel und Erde auf der Bergspitze gesucht. Hier war man dem Höchsten irgendwie näher. Auch Mose musste auf den Berg Sinai steigen. Dort bekam er von höchster Stelle die Zehn Gebote – das Grundgesetz für menschliches Zusammenleben – in die Hand gedrückt.

Das Kreuz steht meist leer, d.h. ohne den Gekreuzigten auf dem Berg. Es ist das Symbol für den auferstandenen Christus. Er hat jedem, der an ihn glaubt, den Weg in die Ewigkeit eröffnet. Er hat die Zehn Gebote zusammengefasst im Gebot der Nächsten- und Gottesliebe und seine Botschaft in die Formel der sogenannten Goldenen Regel gekleidet (Mt 7,12). Diese ethische Grundregel hat nicht nur – aber auch – die Schweiz geprägt, Christen wie auch Atheisten. Gut, dass uns das Kreuz in der Höhe daran erinnert.



Hanspeter Schmutz ist
Publizist und Leiter des
Instituts INSIST
hanspeter.schmutz@insist.ch

Die grosse Frage

Felix Ruther Das Erdbeben von Lissabon mit über 30'000 Toten hat 1755 nicht nur die Erde erschüttert. Es erschütterte auch den Glauben der damaligen Gesellschaft an einen gütigen Gott.

Einige versuchten, Gottes Güte zu retten, indem sie Gott aus dem aktuellen Weltgeschehen ausklammerten und seine Zuständigkeit auf den Weltanfang beschränkten. Andere legten ihm gar seine Nicht-Existenz nahe: «Gott muss zugunsten seiner Güte aus der Rolle des Weltenlenkers befreit werden. Ihm muss zur Rettung seiner Güte sein Nichtsein erlaubt oder gar nahegelegt werden. Gott wird freigesprochen wegen der erwiesenen aller möglichen Unschuld, nämlich der Unschuld wegen Nichtexistenz¹.»

Eine Frage des Glaubens

Dieses Argumentationsmuster findet man bis heute in jeder Debatte rund um die Existenz Gottes. Es heisst dann z.B.: «Angesichts des Leidens und des Bösen in der Welt kann ich nicht an Gott glauben.»

Das ist auch der Ausgangspunkt für Brantschens² Überlegungen in seinem aktuellen Buch. Im Vorwort verweist er aber darauf, dass diese Frage eigentlich nur den Glaubenden umtreiben kann. Ungläubigen stellt sich diese Frage nicht. Dazu Sigmund Freud³: «Da ich im Tiefsten ungläubig bin, habe ich niemand zu beschuldigen und weiss, dass es keinen Ort gibt, wo man seine Anklage an-

bringen kann.» Für den Glaubenden bleibt das unschuldige Leiden die grosse Frage an Gott.

Das Ringen um den Sinn

Brantschen geht in seinem Werk dieser Frage nach. Er führt die wichtigsten Antworten aus der Theologiegeschichte auf und kommentiert sie aus seiner theologischen Perspektive. Dabei verzichtet er wohlthuend auf den üblichen theologischen Fachjargon. Er verfällt auch nie der Illusion, die Frage umfassend beantworten zu können. Immer wieder betont er, dass all die unzähligen, noch so brillanten Ansätze immer an irgendeiner Stelle einen Rest an Sinngebung schuldig bleiben und dies auch bleiben müssen.

Angesichts der Shoah – der teilweisen Vernichtung des jüdischen Volkes im Zweiten Weltkrieg – gibt es Theologen, die behaupten, jede Sinnuche sei aussichtslos, es bleibe uns nur das erschütterte Schweigen. Brantschen wagt es, dennoch vom Leiden zu sprechen. Er will dabei nicht billigen Trost spenden, sondern mit den Glücklichen über das Leiden nachdenken.

Dieses Nachdenken, so meint er, birgt einen zweifachen Nutzen: Erstens ist der Mensch ein Wesen, das verstehen will. Christen wollen verstehen, wie sie an Gott und seiner Güte festhalten können, trotz der Leiden seiner Geschöpfe. Als zweiten Grund nennt er die Vorbereitung auf mögliches Leiden. Wer über das Leiden in Zeiten der Verschönerung nachgedacht hat, kann daraus in der Nacht der Schmerzen Hilfe schöpfen. Denn mitten in Krisenzeiten werden kaum neue Erkenntnisse erworben. Dann trägt nur noch das, was im bisherigen Leben angeeignet worden ist.

Haltegriffe im Leiden

Weil in der Arena des Leidens nicht mehr philosophiert, sondern nur noch gelitten, geflucht und auch gebetet wird, gibt Brantschen im zweiten Teil fünf «Haltegriffe», an die wir uns im Leiden klammern können. Er schreibt⁴: «Das Wissen, dass ich es nicht wissen kann, dass aber Gott weiss, ist mir persönlich hilfreicher als jede noch so kluge Leidenstheorie, die immer hinterfragbar bleibt.» Seine «Haltegriffe» befassen sich mit Hiob, ermutigen zum klagenden Gebet, beschreiben die Kraft des gegenseitigen Trostes, erwähnen das Leiden als Form der Kreuzesnachfolge und führen zur Erkenntnis, dass erfahrene Leiden zur Schule des Lebens werden kann.

Die Antwort liegt bei Gott

Unsere Versuche, eine Antwort zu finden, bleiben dürftig, wird im dritten Teil des Buches betont. Letztlich kann nur Gott allein Antwort geben. Brantschen gibt hier einen hoffnungsvollen Ausblick auf Gottes grossen Heilsplan.

Auch wenn ich nicht in allen Details die theologischen Ansichten des Autors teilen kann, möchte ich dieses Büchlein doch allen wärmstens empfehlen: den Leidenden, den Seelsorgern wie auch den Apologeten.

1 Odo Marquard in: «Abschied vom Prinzipiellen»

2 Johannes B. Brantschen ist emeritierter Professor für Theologie in Fribourg (Schweiz)

3 Brantschen, S. 7

4 S. 61



Brantschen, Johannes B. «Warum gibt es Leid? Die grosse Frage an Gott». Freiburg, Herder, 2009. Paperback, 128 Seiten. CHF 13.90. ISBN 978-3-451-06056-4



Felix Ruther ist Studienleiter der VBG und Präsident von INSIST felix.ruther@insist.ch

Ein anregender Bart

(HPS) «BART» – so heisst die jüngste christliche Zeitschrift. Dahinter steht nicht der christliche Coiffeurverband, sondern eine Gruppe von Christen, die den Bereich «Bildende Kunst» zum Hobby oder zum Beruf gemacht haben. Die Herausgeber des Magazins «für Kunst und Gott» finden Bärte einfach schön und sehen sie als «ein Zeichen von Weisheit und Autorität», das auf Gott verweist – wie dies die alten Kirchenmaler schon bildlich festgehalten haben. Und damit sind wir schon beim Anliegen der Zeitschrift: BART will Kunst und Christentum zusammenbringen, weil beide Phänomene sich für «Unbenennbares und Unfassbares» interessieren. BART will die Berührungspunkte zeigen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der zeitgenössischen Kunst.

In jeder Ausgabe werden zwei Künstler vorgestellt – in der ersten Ausgabe sind dies Andreas Widmer und Philippe Fretz. In einem tiefgründigen Essay kommen theoretische Fragen zur Sprache – diesmal ist es die Frage

nach der Schönheit. Schliesslich gehören Berichte über aktuelle Kunst im kirchlichen Raum und Veranstaltungshinweise zum Konzept.

An BART gefällt nur schon der schräge Name. Beim Kleid der Zeitschrift wurde auf Hochglanz verzichtet, das Layout kommt klassisch-schlicht daher und fällt gerade deshalb auf. Neben den grosszügigen farbigen Bildern beeindrucken die sprachlich ausgezeichneten und auch für Laien gut verständlichen Texte. Etwas schwierig ist einzig die Zuordnung der Texte zu den Bildern, aber das lässt sich wohl nicht anders lösen. Die Zeitschrift erscheint zwei Mal jährlich und kann kulturell interessierten Christinnen und Christen nur empfohlen werden.



BART. Herausgeber/Redaktion: Krauer, Roland und Widmer, Andreas. Winterthur, 2010. Broschiert, 36 Seiten mit vielen Bildern. Jahresabo: Fr. 30.– (oder: 100.– als Sponsorenabo). Bezug: bartmagazin@gmx.ch

«StopArmut»-Kurs

(HPS) Bis 2015 soll die Armut weltweit halbiert werden. Schon früh haben sich auch Christen, die der evangelischen Allianz nahe stehen, dieses Anliegen der UNO-Millenniumsziele zu Eigen gemacht, in der Schweiz unter dem Label «StopArmut 2015».

Vor kurzem ist nun ein Kurs zu dieser Thematik erschienen. Das Heft dient nicht nur als Leitfaden für die Gesprächsleitung sondern auch als Kursbuch für Teilnehmende. Die sechs Kurseinheiten sind didaktisch sorgfältig aufbereitet: neben den Referaten gibt es auch mal ein Rollenspiel sowie Anstösse zur Diskussion, ergänzt von einem Aktionstag. Grundlageninfos zu wirtschaftlichen und theologischen Zusammenhängen (z.B. «Was ist integrale Mission?» oder «Woher kommt die Kraft zum Engagement?») untermauern das Anliegen der Autoren, die das englische Vorbild auf Schweizer Verhältnisse übertragen haben.

Noch nie wurde es Hauskreisen, Kirchen und Freikirchen, die in Sachen sozialer Gerechtigkeit zulegen möchten, leichter gemacht, diesen guten Vorsatz umzusetzen.

Gemeinschaft mit Mehrwert

(HPS) «Sollte christliche Gemeinschaft nicht mehr sein als der sonntägliche Gottesdienst und ein, zwei weitere Treffen pro Woche? Was würde passieren, wenn Christen – egal ob Singles, Ehepaare oder Familien – sich gemeinsam auf den Weg machen, um das Leben zu teilen?»

Die Autoren haben den Versuch gewagt. Im vorliegenden Buch erzählen sie von ihren Erfahrungen, stellen unterschiedliche Formen des gemeinschaftlichen Lebens vor: zusammengefasst unter den Grundformen «Verbindliche Gemeinschaft», «Hausgemeinschaft» und «Wohngemeinschaft». Sie zeigen, welche Fragen man klären sollte, bevor man gemeinschaftliches Leben beginnt und schildern den typischen Prozess mit den Stationen Vision, Teambildung,

Strukturierung, Formierung, Gründung und Wachstum.

Antworten auf typische Fragen («Wie finden wir ein geeignetes Haus?») und weiterführende Tipps schliessen ein Buch ab, das nicht zuletzt durch seine Ausrichtung auf die Praxis überzeugt.

Unsere Gesellschaft braucht verbindliche christliche Gemeinschaften – das vorliegende Buch zeigt die dafür nötigen Handgriffe.



Eichler, Astrid; Widmer-Huber, Thomas und Irene. «Es gibt was Anderes! Gemeinschaftliches Leben für Singles und Familien». Witten, R. Brockhaus, 2010. Paperback, 189 Seiten. CHF 19.90. 978-3-417-26347-3



Hochstrasser, Stefan; Wieland Thomas; Hochstrasser, Matthias u.a. «Just people? Der StopArmut-Kurs». Zürich, StopArmut 2015, 2010. Ringordner. 209 Seiten. CHF 25.–. Bezug bei: www.stoparmut2015.ch

EIN ANGEBOT FÜR LESERINNEN UND
LESER DES MAGAZINS INSIST

Freitag, 7. Oktober bis
Samstag, 15. Oktober 2011

Stille- und Studienwoche
auf Iona/Schottland

Die Faszination der keltisch-christlichen Spiritualität entdecken

Der christliche Glaube kam zu einem grossen Teil durch irisch-christliche Mönche wie Gallus und Columban in die deutsche Schweiz. Ein wichtiges geistliches Zentrum bildete damals die einsame Insel Iona zwischen Irland und Schottland. Eine ökumenische Kommunität hat das dortige Kloster wieder aufgebaut und das geistliche Leben mit einem ganzheitlichen Ansatz des Christseins neu entfacht.

Leitung:

Hanspeter Schmutz, Oberdiessbach BE, Publizist und
Leiter INSIST

Programm:

Die Teilnehmenden weilen eine Woche lang auf Iona und beteiligen sich am Leben der Kommunität, die sich in der Nachfolge der irischen Mönche sieht. Dabei lernen sie die heutige und frühere irisch-christliche Spiritualität kennen und gönnen sich Zeiten der Stille auf dieser faszinierenden Insel.

Anmeldung und Details unter www.insist.ch
oder bei: INSIST, Schöneggweg 1, 3672 Oberdiessbach,
Tel. 031 771 28 79, info@insist.ch

Achtung: Anmeldeschluss neu am 31.01.2011

POLITSEMINAR

Überparteiliches Politseminar

Das Prinzip Hoffnung in der Politik

Parlaments-Wahlen 2011: Warum und wie
Christen anders politisieren

Samstag, 11. Juni 2011 bis Montag, 13. Juni 2011
(Pfingsten)

Referent

Peter Henning, Pfr. Mag. Theol.; Dozent am TDS, Aarau

Ort/Zeit

Hotel Lihn, Filzbach GL. Samstag, 11. Juni 2011 bis
Montag, 13. Juni 2011 (Pfingsten)

Grundidee

Parteiübergreifend treffen sich Politikerinnen und Politiker sowie leitende Verwaltungsangestellte aus Bund, Kanton und Gemeinden, um über Werte, Kultur und Strategie einer christlich orientierten Politik nachzudenken und auszutauschen. 5 Plätze sind für «Nachwuchs» Politikerinnen und Politiker reserviert.

Inhalt

Die Teilnehmenden werden – gerade auch angesichts der Parlamentswahlen 2011 – an diesem Politseminar sowohl die tröstliche als auch die kreativ-produktive und transformatorische Kraft christlicher Ewigkeitshoffnung sowie deren Potenzial für politische Entscheidungsprozesse neu entdecken und an einzelnen politischen Beispielen anwenden.

Kosten

Vollpension Wochenende pro Person
Einzelzimmer mit Lavabo: Fr. 260.–
Doppelzimmer mit Lavabo: Fr. 220.–
Kursgeld: 175.–

Veranstalter

Institut INSIST und AG Politik der Schweizerischen
Evangelischen Allianz (SEA)

Weitere Infos und Anmeldung:

INSIST: info@insist.ch; www.insist.ch



Mein Ziel erreichen

progress
für Ihren Fortschritt

- mit Coachingausbildung EASC
- mit Führungstraining
- mit Supervisorinausbildung EASC

Kompetenzen entwickeln durch Wissen, Praxis, Reflexion und Selbsterfahrung.

**4progress GmbH | Cristalstr. 68 | 4410 Liestal | Tel. +41 (0)79 640 93 23
mail@4progress.ch | www.4progress.ch | www.4progress.eu**

Nächste Chance
Coach: März 2011
Supervision: Februar 2011
Führung: September 2011

Wünschen Sie sich einen gläubigen Partner?



cpd
Christlicher Partnerschafts Dienst

2800 Teilnehmer erfolgreich vermittelt!

Kostenlose Infos: cpd
 Sophie-Guyer-Str. 5 • CH-8330 Pfäffikon
 Tel. 044-951 23 57 • www.cpdienst.com

12 Jahre cpd



www.insist.ch



C - Leaders 2011: Fachschule für Führungskompetenz Praxiserprobung und frisch – für Menschen mit Visionen

Zwölf praxisorientierte Kurstage zu den Themen Leiterschaft, Charakterbildung und Reich Gottes bringen Inputs für persönliche und berufliche Herausforderungen von Personen mit verantwortungsvollen Funktionen in Gemeinden, Kirchen und Institutionen.

C-Leaders: Fachschule für Führungskompetenz
 T 071 278 51 24, www.c-leaders.ch



Bibelheim Männedorf Das Juwel am Zürichsee



- See- und Bergsicht
- Ruhe und Erholung
- Ausflugsmöglichkeiten
- nahe Zürich, Bergen, See
- Wachsen im Glauben
- Gemeinschaft
- W-LAN
- Ideal für Gruppen und Seminare

Aus unserem Angebot:
 13.–19. März 2011
 Konfliktbewältigung am Beispiel der Biographie von David
 Bildbetrachtungen mit Paul Egloff, Sion

Weitere Informationen über unsere Website
Bibelheim Männedorf
 Ferien- und Tagungszentrum
 Hofenstr. 41, CH-8708 Männedorf
 Tel. +41 44 921 63 11; Fax +41 44 921 63 10
www.bibelheim.ch / info@bibelheim.ch

www.erf.ch/tv & facebook


FENSTER
ZUM SONNTAG

Schau mir in die Augen

FENSTER ZUM SONNTAG zeigt Menschen mit ihrer ganzen Persönlichkeit. Menschen, die von ihrem Schicksal, von ihren Ängsten und Sorgen, von ihren Freuden und ihrem Glauben berichten. Bewegend, echt und hautnah. Hier übersehen Sie nichts!



SEHEN!

Samstag 17.20 Uhr

Sonntag 11.30 Uhr



18.05 Uhr



17.25 Uhr



Info



Info

Nicht umblättern – hinsehen!